Neue

Vesta

Kleine Schriften

zur

Philosophie des Lebens

und zur

Beförderung der häuslichen Humanität.

Herausgegeben

von

Fr. Bouterwek.

Dritter Band.

Leipzig,
bei Gottfried Martini.
1804.

DEUTSCHE STAATS-BIBLIOTHEK BERLIN

1956 36 Lu c IX.

Inhalt.

I. Der Mythus von den Grazien. Vom Herausgeber. S. 1 : 22

II. Elegien des Camoens. Nebst einer biographischen Vorerinnerung, und einer Nachschrift über Poesie und Schwärmerei. 23 : 72

III. Familiengruppen. Vom Verfasser der weiblichen Portraits. 73 : 112

IV. Die neue Turandot. Aus Langermanns Pulte von Friedrich Laun. 113 : 160

V. Gedichte, Paramythien und Sinnsprüche. Von verschiedenen Verfassern. 161 : 188

VI. Sibyllinische Blätter. Fragmente zur Charakteristik der Menschheit. : : 189 : 218
VII. Die Pfänder der Liebe. Eine Novelle von Friedrich Rochlitz. : 219 : 256

I.

Der

Mythus von den Grazien.

Vom Herausgeber.

Der
Mythus von den Grazien.

Faſt alle Ideen, von denen die griechiſche Götterdichtung ausging, findet man unter andern Fabeln und Namen auch in der Mythologie ungriechiſcher Völker wieder. Nur die Idee der Charis oder Grazie zu perſonificiren und als ein himmliſches Weſen zu verehren, ſcheint keinem Volke, außer den Griechen, in den Sinn gekommen zu ſeyn. Und wenn auch alle übrigen griechiſchen Götter von ägyptiſcher und morgenländiſcher Abkunft ſeyn ſollten, ſo möchten doch die Alter-

thumsforscher wohl schwerlich den Grazien die griechische Originalität abstreiten können.

Anmuth, Huld, Holdseligkeit ist zuweilen etwas von dem, was wir auch im Deutschen jetzt Grazie nennen dürfen; aber es ist nicht die Grazie selbst. So reich der alte Stamm der deutschen Sprache an Wörtern für mancherlei Aeußerungen der Herzlichkeit, Gutmüthigkeit, und des sanften Wohlwollens ist, so wenig verstanden sich unsre Vorfahren auf Namen für die ästhetischen Modificationen dieser und ähnlicher Empfindungen. Anmuthig ist Alles, was einen sanften und gefälligen Eindruck macht. Huld ist milde Zuneigung; auch wohl Herablassung. Holdseligkeit nennen wir, oder nannten unsre Vorfahren, die moralische Anmuth, oder den Schein einer solchen Anmuth im gesellschaftlichen Leben. Reitzend hieß dagegen, was gefällig und dabei lebhaft auf die Sinne wirkt. Mit allen diesen Wörtern kom-

men wir aber nicht aus, wenn wir die Grazien in unſrer Sprache nationaliſiren wollen.

Was die ſanfte Schönheit von der ſtarken und imponirenden unterſcheidet, was dem Herzen und den Sinnen im zarteſten Einklange ſchmeichelt, was in Gedanken, Geſinnung, Betragen, in Bewegung und Haltung des Körpers, ja ſogar in Umriſſen, die man das ſtehende Bild ſchöner Bewegungen nennen könnte, die lieblichſte Bedeutſamkeit erzeugt, die durch Worte nicht weiter bezeichnet werden kann; das war es, was der Grieche, nach ſeiner äſthetiſch-religiöſen Sinnesart, zu einem ſeligen Götterleben für unentbehrlich hielt. Das war es, was er idealiſirte und perſonificirte, als er den himmliſchen Göttern die Grazien zugeſellte, um die Freuden des Olymps zu vollenden.

Langſam und unmerklich, wie alle griechiſchen Mythen, hat ſich auch der

von den Grazien gebildet. Drei dieser Idealwesen anzunehmen, verabredete man sich erst später; und nie ließ man diese Verabredung überall in Griechenland gelten. Von den Spartanern wurden, wie von den alten Kretern, zwei Grazien verehrt. Die eine hieß Kleto, die andere Phäenna. Beide Namen sagen ungefähr soviel, als: die Herrliche; oder auch: die Verherrlicherinn; denn jede Gottheit theilte nach dem griechischen Mythensinn ihren Verehrern, die sie begünstigte, dieselben Vorzüge mit, die man in ihr verehrte; und nur der höhere Grad dieser Vorzüge unterschied die Götter von den Sterblichen. Die heroischen Spartaner schätzten also an den Grazien, wie es scheint, nur die Art von Anmuth und Gefälligkeit, die auch dem Helden wohl ansteht und selbst den Heroismus verschönert. In diesem Sinne opferten sie ohne Zweifel den Grazien, wie sie das bekannte Gebet sprachen: „Das Schöne zum Guten!" Denn sonst war strenges und

nichts weniger als freundliches Verdienſt der Stolz der Spartaner. Aber auch als Krieger, die keine Kunſt des Friedens um ihrer ſelbſt willen ſchätzten, wollten ſie doch nicht aufhören, Griechen zu ſeyn.

Nicht mehr als zwei Grazien wurden auch in Athen, wenigſtens in den älteren Zeiten, verehrt. Man nannte ſie Hegemone und Auxo, d. h. die Führerinn und die Vermehrerinn, nemlich der Freuden des Lebens. Und ehe man darauf dachte, die Zahl der Grazien auf zwei oder drei einzuſchränken, nahm man ihrer vermuthlich lange Zeit eine unbeſtimmte Menge an. Die Grazien nach der Vorſtellungsart der älteren Griechen waren, wie es ſcheint, olympiſche Sylphiden, Dienerinnen aller himmliſchen Götter und Göttinnen; nicht beſtimmt, Aufträge und Geſchäfte im Dienſte der höheren Götter zu beſorgen; aber doch dieſen untergeben. Die Götter bedurften der Grazien, um ſich des

Götterlebens zu freuen. Pindar sagt in einer Ode, daß die Götter ohne die Grazien keinen Reihentanz und kein Gastmahl feyern; aber die Grazien mußten sich gefallen lassen, daß die höheren Götter und Göttinnen über sie disponirten. Homer läßt die Juno dem Gotte des Schlafs zur Belohnung für treue Dienste eine der jüngsten Grazien, in die er verliebt war, zur Gemahlin versprechen. Also dachte man sich selbst zu Homers Zeit, wo doch das neuere Göttersystem der Griechen schon beinahe seine ganze Ausbildung erhalten hatte, die Grazien noch nicht ausschließlich als Begleiterinnen und Dienerinnen der Venus, zu deren Gefolge man sie jetzt gewöhnlich zählt. Sogar Vulcan, der am wenigsten reizende unter allen olympischen Göttern, hat, nach der Dichtung Homers, eine Grazie zur Geliebten. Als die Göttinn Thetis ihn in seiner Werkstätte besucht, um eine Rüstung für ihren Sohn Achill zu bestellen, kommt ihr diese Grazie entgegen, reicht ihr die Hand und

führt sie zu ihrem Gebieter. Schwerlich hätte denn doch wohl Venus eine von ihren Grazien an den Gott abgetreten, der außer der Ehre, ihr Gemahl zu heißen, wenig Freude von ihr hatte. Wer mit dem Sinn der griechischen Mythen vertraut ist, erräth bald die ganz andre Bedeutung dieser Vereinigung Vulcans mit einer Grazie. Die mechanische Kunst sollte, nach den Forderungen des griechischen Geschmacks, mit der schönen Kunst, so gut sie es in ihren Grenzen vermochte, wetteifern. Beide sollten einander entgegenkommen; und deßwegen sollte auch der Eisen- und Stahl-Arbeiter Vulcan seinen Kunstwerken eine so gefällige Vollendung geben, als ob eine Grazie ihm geholfen hätte.

Aber es lag in der Natur des Mythus von den Grazien, daß man diese zarten Wesen zuletzt fast ausschließlich der Göttinn der Liebe beigesellte. Was es heißt, wenn die Griechen sangen: „Die Grazien baden, salben

und schmücken die Venus!" bedarf es noch einer Erklärung? Wer mit dem buchstäblichen Sinne solcher reichen Bilder zufrieden ist, für den sind sie nicht erfunden. Grazie ist es, was die Schönheit des Weibes vollendet. Grazie ist es, was die weibliche Tugend selbst in Schönheit verwandelt. Vom Erröthen der Jungfrau bis zum Kusse, den die liebende Mutter auf die Wange ihres Säuglings drückt, soll Grazie in allen edlen Empfindungen des Weibes und im Ausdrucke dieser Empfindungen herrschen. Nichts als eine Modification der Grazie war nach griechischen Begriffen die Anständigkeit im Umgange beider Geschlechter. Diese Grazie darf freilich dem Manne, der seinem Geschlechte Ehre machen will, so wenig als dem gesitteten Weibe fehlen; aber der Mann kann nach seiner Sinnesart unmöglich die Achtung, ohne die es keine Anständigkeit giebt, der Frau bezeigen, die ihm nicht selbst durch ihr Betragen das Gesetz vorschreibt, dem er gehorchen soll. Die moralische

Grazie von der ästhetischen zu trennen, fiel den Griechen überhaupt nicht ein; am wenigsten, wenn von weiblicher Grazie die Rede war. Es verstand sich nach griechischer Denkart von selbst, daß die liebliche Bedeutsamkeit einer schönen Form nicht mit der moralischen Grazie zu verwechseln ist. Aber den zarten Uebergang der moralischen Verhältnisse in ästhetische, der dem wahren Geschmacke nie verborgen war, wollten die Griechen ganz vorzüglich in der Grazie ausgedrückt wissen. Denn jede sanfte und gefällige Annäherung und Mittheilung, jede zarte Aufmerksamkeit, jede freundliche Veredelung des Lebensgenusses war eine Wirkung der Grazien nach griechischen Begriffen. Nach diesen, nicht nach Toiletten-Begriffen, gehören die Bestimmung des Weibes, das Glück der Liebe, und die Grazien im schönen Sinnbilde zusammen.

Sinnbildlich nach so verständigen Begriffen hießen die Grazien mit Recht

Töchter Jupiters und der Eurynome, einer Nymphe, von der man weiter nichts zu wissen verlangte, als daß sie die wahre Mutter der Grazien sey. Wer unter Uns, um Wieland's Grazien nicht zu verkennen, der andern Partei beitreten will, die den Grazien die Venus zur Mutter und den jungen Bacchus zum Vater giebt, verkennt die griechische Dichtung. Der vornehmste der Götter, der Herr und Regent des Olymps und also auch aller olympischen Freuden, durfte sich der Töchter nicht schämen, ohne die es keine olympischen Freuden gab. Das Wort Eurynome sagt soviel als Ebenmaaß, richtiges Verhältniß. Wie kann man es wagen, den ehrwürdigen Mythus, der die Eurynome für die Mutter der Grazien erklärt, durch ein frivoles Spiel der Phantasie zu entweihen?

So wie die Zahl der Grazien und die ganze Bedeutung ihres Cultus in den älteren Zeiten durch keine religiöse Dich-

tung genau bestimmt war, so unbestimmt waren vermuthlich auch lange Zeit ihre Namen. Die Grazie, die Homer seine Juno dem Gotte des Schlafs versprechen läßt, nennt er Pasithea. Wörtlich übersetzt heißt dieser Name Ganz-Göttin. Der Enthusiasmus der Bewunderung konnte ihn jeder weiblichen Schönheit geben. Die Grazie, die den fleißigen Vulcan beglückte, hat bei Homer gar keinen Namen. Es war also wohl nur ein Spiel des Zufalls, was zuletzt den drei Grazien, die man anfangs nur in der Stadt Orchomenus verehrte, zu gleicher Zeit eine größere Celebrität, als den übrigen, und dazu die Namen verschaffte, die noch jetzt bekannt sind. Aglaja, Thalia und Euphrosyne bedeuten edle Fröhlichkeit, festliche Fülle und Heiterkeit. Wer sieht nicht, daß es ursprünglich die Grazien der Geselligkeit, besonders der Zusammenkünfte bei festlichen Gastmahlen, waren, die diese Namen zuerst erhielten? Wer noch keine Idee von einem solchen

griechischen Gastmahle hat, das unter dem Schutze der Grazien gefeiert wurde, muß, wenn er kann, Plato's Sympo-sium lesen. Zwischen den Gastmählern der Götter und denen der Sterblichen, nach griechischer Vorstellungsart, darf der Unterschied nicht so groß, als zwischen einem athenienſischen Symposium und einer heutigen Schmauserei, gedacht werden. Da, wo die Andacht mit jeder Freude verschwistert war; wo der Mann von Amt und Würden an einer wohl beſetzten Tafel, den vollen Becher in der Hand, ein Lied zu Ehren der Götter anstimmen konnte, ohne im mindsten etwas Auffallendes zu thun; da konnten die Grazien des Gastmahls anders geehrt werden, als bei uns. Da konnte jeder Gast ihr Priester heißen, wenn der Myrthenzweig gebracht wurde, der von Hand zu Hand gehen mußte, und Jeden, der ihn nahm, aufforderte, ein frommes, oder patriotisches, oder zärtliches, oder lehrreiches, oder fröhliches Lied zu singen.

Den Namen Thalia führt bekanntlich auch eine der griechiſchen Muſen. Die Verwechſelung konnte ſich um ſo leichter ereignen, da die Grazien und Muſen, die in neueren Zeiten eben ſo oft zuſammen genannt, als in der That ſelten noch beiſammen gefunden werden, in Griechenland als Geiſtesverwandte angeſehen wurden. Eine ſchulgerechte Deduction dieſer Geiſtesverwandtſchaft fand man nicht der Mühe werth. Man drückte ſich kürzer aus. Man ſtellte zum Beiſpiel die Statuen der Grazien neben der Statue des Apolls, des Muſenführers, im Tempel dieſes Gottes zu Delphi auf. Aber wenn jemand in unſern Zeiten, wo die Wahrheit ſkeletirt werden muß, wenn ſie erkannt wurden ſoll, den Verſuch wagen wollte, in einer Abhandlung zu erſchöpfen, was in der Idee der Verſchwiſterung der Grazien und Muſen Wahres und Schönes liegt, müßte er vorher ſeinem Zeitalter fremd geworden ſeyn, um als Grieche zu ihm zurück zu kehren; und dann würde er die

Abhandlung schwerlich noch schreiben mögen.

* * *

Einige Worte über Schönheit und Grazie überhaupt mögen diesem mythologischen Fragmente zur Beilage dienen.

Grazie mit Schönheit ohne Einschränkung zu verwechseln, sollte sich niemand wohl erlauben. Freilich geben selbst unsre Kunstkenner zuweilen Veranlassung dazu. Was Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst den schönen Styl nennt, den er von dem großen unterscheidet, sollte richtiger der Styl der Grazie heißen. Denn das ästhetische Große oder Erhabene nach griechischen Begriffen war nichts weniger als verschieden von dem Schönen. Die schneidende Entgegensetzung des Schönen und Erhabenen, in der sich unsre neuen Aesthetiker ganz besonders gefallen, ist ein neuer Schulbegriff, der sich von einer Theorie zur andern vererbt hat. Den Griechen

war er ganz unbekannt. Unſer Herder hat neulich angefangen, dieſe nordiſche Wand wieder einzureißen und dadurch der wahren Schönheitslehre einen weſentlichen Dienſt zu thun. Schön nannte der Grieche nicht, wie unſer Volk, alles, was gefällt; aber eben ſo wenig nannte er ſchön, wie die Kantiſche Schule, was nur als ein Spiel der Phantaſie nach Verſtandesgeſetzen gefällt. Schön hieß, nach griechiſcher Vorſtellungsart, was durch den Eindruck, den es auf ein empfängliches und unverwahrloſetes Gemüth macht, in dieſem Gemüthe ein belebendes Gefühl der Entwickelung unſrer geiſtigen und moraliſchen Kräfte erregt. Schön in dieſem Sinne nannte man in Griechenland auch das Herrliche, das Majeſtätiſche, das Feierliche und ſelbſt das Schauerliche und Erſchütternde unter gewiſſen Bedingungen, alſo überhaupt alles, was unſre Aeſthetiker nur erhaben, aber nicht ſchön betitelt wiſſen wollen. Sollen wir den griechiſchen Sprachgebrauch nicht lieber ſobald als

möglich allgemein wieder erneuern, als mit der frostigen Antitheſe des Schönen und Erhabenen, ſchulmäßig und doch nichts weniger als grimdlich, fortſpielen? Und ſo wie das Erhabene nach griechiſchen Begriffen, ſo war auch die Grazie eine beſtimmte Modification des Schönen überhaupt. Dieſe Modification war es eben, was der Mythus von den Grazien ſinnbildlich ausdrücken wollte.

Die Grazie der Kunſt und die Grazie des geſelligen Lebens methodiſch von einander abſondern, würde wieder einer von den Pedantismen ſeyn, mit denen ſich unſer Zeitalter in Ermangelung der lebendigen Wahrheit zu behelfen pflegt. Es iſt eine und dieſelbe Grazie, die in der Statue der mediceiſchen Venus die ſchönſte Form des weiblichen Körpers beſeelt, und die manchem Körper, dem die Natur eine ſchöne Form verſagte, eine höhere Schönheit ertheilt, die aus Blick, Miene, Stellung und Bewegung ſpricht. Die mahleriſche Grazie

in einem Gemählde von Correggio, die musikalische in einer Composition von Jomelli oder Naumann, die poetische Grazie in einem Sonette von Petrarch, die philosophische in einem Dialog von Plato, die Grazie des Contours einiger antiken Vasen, und die des Betragens einer Ninon l'Enclos oder einer gesittetern und eben so geistreichen Frau; aller dieser Zauber der Natur und der Kunst, so verschiedenartig seine Wirkungen in andern Hinsichten auch seyn mögen, geht von derselben lieblichen Bedeutsamkeit aus, die den aufmerkenden Geist unwiderstehlich fesselt, ob sie gleich mehr zu errathen giebt, als deutlich sagt, oder vielmehr eben deswegen.

Der Grazie der Kunst sowohl, als der des geselligen Betragens, widerspricht alles Ungestüme, Tumultuarische und Wilde. Aber die Lebhaftigkeit und Stärke der Bewegungen, wie der Gedanken, kann doch in den Grenzen der Grazie zu einer merklichen Höhe steigen.

Das Schlaffe und Süßliche, das eben so widerlich in der Natur, wie in der Kunst ist, hat mit der Grazie nicht das Mindeste gemein. Es gieht eine weichliche Grazie. Die alten Künstler wußten es, und waren ihr nur allzugewogen. Aber es giebt auch eine kraftvolle Grazie. Zwischen ihr und der weichlichen schwebt die zärtliche, wenn man sie so nennen darf, oder besser gesprochen, die Grazie des Herzens, mit der der edle Petrarch seine Geliebte zur Göttinn verherrlichte und seine Pflicht als eine Busenfreundinn liebte.

Und so kann die Grazie in gewissen Verhältnissen sich mit den heterogensten Empfindungen und Seelenzuständen vereinigen. Die heitere Grazie ist bald unschuldig, bald neckend; bald ernsthaft, bald tändelnd. Man vergleiche den Ton der ariostischen Poesie mit dem der platonischen Philosophie. Was kann verschiedenartiger seyn? Und doch war Ariost mit den Grazien vertraut wie

Plato, und Plato wie Arioſt. Stellt die Statuen der Niobe mit ihren Kindern neben die der mediceiſchen Venus! Hier ſeht ihr die Grazie in jungfräulicher Verlegenheit, dort in tiefer Trauer. Wer kann alle dieſe Lichter und Schatten der Empfindung mit dürren Worten anzeigen und unterſcheiden? Und die Grazie mit himmliſcher Hoheit vereinigt, wie in Raphaels Madonnen, wer kann ſie auch nur bis zur Ahndung dem vergegenwärtigen, der nie eine dieſer Madonnen ſah?

Häusliche Grazie iſt alſo auch etwas ganz anders, als die vornehme Minauderie (kein deutſches Wort paßt hier) einiger großen Häuſer und groß ſeyn ſollenden Häuschen, in denen ein ſo fein abgemeſſener Ton herrſcht, daß man vor Angſt vergehen möchte, wenn man ſich ihnen nur nähert. Nicht die Manieren ſind es, was dem Betragen Grazie giebt; die Zartheit der Empfindungen iſt es, die mit Ernſt und

Kraft, wie mit Scherz und schmeichelnder Traulichkeit vereinigt seyn kann, aber nie durch den Mechanismus der Artigkeit hervorgebracht wird, den man in der großen Welt einander ablernt und nach der Etikette regulirt. In den Kreisen der wahren Zärtlichkeit, zum Beispiel da, wo der glückliche Hausvater sein Kind auf dem Schooße wiegt, wo die Mutter lächelnd sich an den Gatten lehnt und mit inniger Freude sein und ihr Geschöpf betrachtet; da sammelte der Mahler Allegri, genannt Corregio, die Ideen zu seinen Gemählden der häuslichen Grazie, nicht in Conversationszirkeln und Assembleen.

II.

Elegien des Camoens.

Nebſt einer biographiſchen Vorerinnerung, und einer Nachſchrift über Poeſie und Schwärmerei.

Erinnerung
an den
portugieſiſchen
Dichter Camoens.

Das Leben eines ſolchen Dichters, Schwärmers und Abentheurers, wie Camoens, einer der merkwürdigſten Menſchen ſeines Jahrhunderts, war, darf ohne weitere Vorrede in einer Sammlung kleiner Schriften zur Philoſophie des Lebens noch einmal erzählt werden. Auch iſt es im Geiſte einer ſolchen Sammlung noch nie erzählt.

Luis de Camoens oder Camoe~s *) wurde geboren zu Liſſabon, vermuthlich um das Jahr 1524. Seine Eltern waren von Adel. Er erhielt alſo, nach der damals herrſchenden Denkart des portugieſiſchen Adels, eine Erzie-

*) Die portugieſiſche Sprache iſt in Deutſchland nicht ſo verbreitet, daß nicht mehreren Leſern dieſer Biographie ein Paar Notizen zur Ausſprache der portugieſiſchen Namen bei dieſer Gelegenheit willkommen ſeyn ſollten. Der Circumflex bedeutet nach der portugieſiſchen Orthographie den Naſenlaut, den die portugieſiſche Sprache mit der franzöſiſchen gemein hat. Cämoe~s (zweiſylbig) klingt alſo in der letzten Sylbe ungefähr wie das franzöſiſche Wort moins; aber das s am Ende muß nicht verſchluckt werden. Nach demſelben Geſetz klingt Mão (die Hand), einſylbig, ungefähr als ob man im Deutſchen Maung ſchriebe und das Wort mit dem franzöſiſchen Ton ausſpräche. — Das nh, z. B. in dem Namen Noronha, klingt wie das gn in dem franzöſiſchen gorogne.

hung, die ihn zum Ritter und Staatsmann bilden sollte. Und alle Eindrücke, die das Gemüth des jungen Camoens empfieng, mußten seinen aufstrebenden Geiste sogleich eine romanische Richtung geben. Denn das Königreich Portugal stand damals, unter der Regierung Königs Johann II., auf der äußersten Höhe des Glanzes und der Macht. Das Territorium dieses Königreichs in Europa war ungefähr das heutige. Aber von diesem kleinen Territorium aus beherrschten die Portugiesen den Ocean längs den Küsten von Afrika bis nach Ostindien. Ihre Kriegs- und Handelsflotten hatten auf diesem, von Vasco de Gomo im Jahre 1498, also sechs und zwanzig Jahre vor der Geburt des Camoens, entdeckten Wege schon so viel indische Schätze nach Europa geführt, daß Wohlstand und Ueberfluß sich fast zu schnell unter allen Ständen in Portugal verbreiteten. Es schmeichelte dem Stolze der Nation, mit der spanischen Monarchie zu wetteifern, deren europäisches Territorium um

ſo vieles' größer war. Kein kleinlicher Handelsgeiſt erdrückte dieſen Stolz. Durch ritterlichen Muth war die Macht der Portugieſen in Oſtindien, beſonders unter der Anführung der ſiegreichen Männer Franz von Almeida und Alfons von Albuquerque, gegründet, und durch gleichen Muth mußte ſie unter fortdauernden Gefahren behauptet werden. Von Entdeckungen und Heldenthaten der Portugieſen in Indien ſprach man wie von gewöhnlichen Begebenheiten. Mit dieſer heroiſchen Sinnesart der Nation vereinigte ſich der Reſt einer ächt ritterlichen Galanterie, die gerade um dieſe Zeit in Europa wie eine Flamme, die erlöſchen will, zum letzten Male hell aufglänzte. Und zu gleicher Zeit verbreitete ſich in Portugal ein neuer Enthuſiasmus für Litteratur und Poeſie. Die Portugieſen und Spanier, die ſich bis dahin im Felde der Poeſie mit ihren alten Romanzen und Volksliedern begnügt hatten, nahmen mit unaufhaltbarer Nacheiferung die italieniſchen Dichtungsformen auf, und

eigneten ſie ihrem Nationalcharakter an. Und für alle dieſe begeiſternden Eindrücke hatte wohl niemand in ganz Spanien und Portugal ein empfänglicheres Gemüth, als Camoens. Auf eine Reiſe nach Oſtindien zu denken, hatte er ſchon als Knabe noch eine beſondere Veranlaſſung. Denn ſein Vater war See-Capitain.

Eben damals war die Univerſität Coimbra geſtiftet. Camoens war einer der erſten Zöglinge dieſer Univerſität. Er lernte viel; aber eine entſchiedene Neigung zur Poeſie herrſchte bald über ſeine übrigen Studien; und wie er dichtete, ſo wollte er auch leben. Schwärmereien des Heroismus und der Liebe wurden das Element ſeines Geiſtes. Kaum war er von der Univerſität nach Liſſabon zurückgekehrt, als er ſich durch eine Herzensangelegenheit ſchon in Händel verwickelte, die Aufſehen erregten. Die genaueren Umſtände dieſer Angelegenheit ſind nicht bekannt; aber unbedeutend

können sie nicht gewesen seyn; denn der schwärmerische Dichter wurde über diesen Vorfall aus der Stadt Lissabon verwiesen. Der Ort seines Exils war Santarem. Da sang er seine Liebe und sein Leid in Sonnetten und Elegien. Die Dame, um derentwillen er dieses Schicksal erlebte, und die, wie es scheint, dieselbe ist, die er seit dieser Zeit unaufhörlich in seinen Versen vergötterte, soll Catharine de Atayde geheißen haben.

Auf das Abentheuer der Liebe, das einen so unglücklichen Ausgang gehabt hatte, folgte in der Lebensgeschichte des Camoens sogleich ein heroisches, bei dem er auf eine andre Art seinen Enthusiasmus büßte. Er gieng als Freiwilliger mit einer Expedition gegen die Ungläubigen in Afrika. Die Bravour, mit der er gefochten haben soll, wird von seinen Biographen gerühmt; und wir haben keine Ursache, diese rühmlichen Zeugnisse zu bezweifeln. Aber in einem Seegefechte, in der Meerenge von Gibraltar,

verlor der kühne Jüngling ein Auge. Konnte er sich vorher, als er in Santarem seufzte, mit dem verbannten Ovid vergleichen, so kam er sich nun wie Hannibal vor, der auf seinen Zuge gegen die Römer auch ein Auge eingebüßt hatte. Uebrigens ließ er sich diesen Verlust nicht sehr zu Herzen gehen. Er setzte seine Feldzüge gegen die Ungläubigen fort. Er entwarf vielleicht mitten in den Kriegsgefahren manche Stanze des großen Heldengedichts, das seinen Namen verewigt hat. Seit dieser Zeit erscheint er auch immer zugleich als Soldat und als Dichter, als hätte er wirklich, wie er im Bildnisse zu sehen ist, in der einen Hand den Degen, und in der andern die Feder geführt.

Aber die Heldenthaten des tapfern Dichters wurden, als er nun nach Lissabon zurückkehren durfte, so wenig wie sein Genie, nach seinem Wunsche belohnt. Und sein Vater, der um diese Zeit in einem Schiffbruche umkam, hinterließ ihm

kein Vermögen. Voll Verdruß über die mißlungenen Versuche, in Lissabon sein Glück zu machen, gieng Camoens im J. 1553 mit einer portugiesischen Escadre nach Ostindien ab. Es war damals sein ernstlicher Vorsatz, den Boden seines Vaterlandes nie wieder zu betreten, ob er gleich, wie seine Gedichte beweisen, einer der wärmsten Patrioten war. Er hatte bald sein dreißigstes Jahr erreicht. Noch hatte er Vertrauen zu seinem Schicksale. Aber bald zeigte sich, daß in Asien so wenig, als in Europa, das Glück seiner wartete. Es hätte ihm eine Glücksbegebenheit scheinen können, daß von den vier Schiffen, aus denen die Escadre bestand, mit der er absegelte, das einzige, auf dem er sich befand, nicht unterweges im Sturm untergieng. Aber auch nur das Leben schien ihm unter allen Gefahren gefristet werden zu sollen. Vergebens sah er sich in Goa, der Hauptstadt des portugiesischen Indiens, nach einer Beförderung um. Er mußte wieder als Freiwilliger, bald nach seiner Ankunft auf dem

indiſchen Boden, einen Feldzug unter den Hülfstruppen mitmachen, die die portugieſiſche Regierung einem indiſchen Fürſten zuſchickte. Bei dieſer Gelegenheit lernte er die Schrecken des Todes von der widerlichen Seite kennen, die auch einen heroiſchen Geiſt empört. Er ſah, wie das ungeſunde Clima einen Theil der rüſtigen portugieſiſchen Mannſchaft in wenigen Tagen hinraffte. Er ſelbſt kam wohlbehalten nach Goa zurück. Von der Gunſt des Vicekönigs Affonſo de Noronha ſcheint er ſich beſonders Unterſtützung verſprochen zu haben; denn er ſtand mit der Familie deſſelben in Verbindung. Aber Noronha ſtarb. Unter dem neuen Vicekönig Pedro de Mascarenhas blieb dem verlaſſenen Camoens kein Mittel zur Subſiſtenz übrig, als, wieder in Kriegsdienſten zur See, das rothe Meer von arabiſchen Corſaren ſäubern zu helfen. Auf der Inſel Ormus brachte er einen Winter zu, und machte Verſe. Dann gieng er nach Goa zurück, wo ſchon wieder ein neuer Vicekönig auf

Mascarenhas gefolgt war. Entweder verdiente dieser neue Vicekönig Bareto seine Stelle nicht, oder das ganze Personale der Regierung in Goa war nicht, was es nach der Meinung des Camoens hätte seyn sollen. Sich ein wenig schadlos für die blinde Parteilichkeit des Glücks zu halten, verfaßte der zurückgesetzte Dichter unbesonnenerweise ein Paar Satyren über die Thorheiten der Portugiesen in Indien. Diese Satyren vollendeten sein Mißgeschick. Der Vicekönig fand sich getroffen, oder geschmäht. Er rächte sich auf der Stelle. Camoens wurde im J. 1556, also im dritten Jahre seines Aufenthalts in Indien, nach der portugiesischen Colonie auf der Insel Macão, der Küste von China gegenüber, verwiesen. Diese Verbannung macht wieder einen Abschnitt in der Geschichte seines unstäten Lebens. Einen treuen Unglücksgefährten hatte er sich denn doch indessen erworben. Es war sein Sclav Johann, den er nach Macão mitnahm, und der von dieser Zeit an

bis an ſeinen Tod nicht von ihm wich.

Man erzählt, daß Camoens auf der Reiſe von Goa nach Macaõ in einem Schiffbruche Alles verloren habe, außer ſeinem Leben und ſeinem Heldengedichte, der Luſiade. Er ſoll, wie einſt Julius Cäſar mit ſeinen Commentarien, mit dieſem Heldengedichte in der einen Hand, und mit der andern rudernd, an das Ufer geſchwommen ſeyn. Anekdoten dieſer Art pflegen ſich ſonſt nicht leicht zwei Mal zu ereignen, aber zur Erzählung zu reizen, als ob ſie ſich öfter ereignet hätten.

Das Exil des Dichters auf Macaõ verſchaffte ihm endlich ein Amt; aber freilich ein ſonderbares Amt für einen Dichter und Helden. Er wurde Adminiſtrator der Gelder der Verſtorbenen und Abweſenden. Wir wiſſen nicht genau, wie dem ſchwärmeriſchen Camoens dieſe Adminiſtration gelungen iſt. Aber er wurde damals noch, wie es ſcheint, keiner Veruntreuung beſchuldigt; und

seine Casse soll sich doch bei diesen Geschäften ein wenig erhohlt haben.

Fünf Jahre hatte Camoens auf Macão gelebt, als der Tod des Vicekönigs in Goa seinem Exil ein Ende machte. Aber kaum hatte ihn der neue Vicekönig wieder zu Gnaden angenommen, als ihn das Unglück in Goa schon von einer andern Seite traf. Seine Feinde beschuldigten ihn jetzt öffentlich der Veruntreuung mehrerer Gelder, die er in Macão administrirt haben sollte. Camoens vertheidigte sich mit Nachdruck. Aber er mußte sich eine gerichtliche Untersuchung gefallen lassen, und bis zur Beendigung derselben Arrestant seyn. Die Untersuchung fiel rühmlich für ihn aus; aber selbst ein Umstand, der den Beweis seiner Unschuld verstärkte, diente zur Verlängerung seines Arrests. Ein unbarmherziger Gläubiger rückte mit Forderungen gegen den verhafteten Dichter heraus. Camoens würde ihn vermuthlich haben befriedigen können, wenn er in Macão so gewirthschaftet

hätte, wie ihm vorgeworfen war. Aber ſeine Caſſe war ſchon wieder leer. Glücklicherweiſe war der Vicekönig ein Freund von ſcherzhaften Verſen. Camoens kam mit einer Supplik in ſolchen Verſen ein, und erhielt ſeine Freiheit. Wie der unbarmherzige Gläubiger abgefunden wurde, erzählen die Biographen des Dichters nicht.

Rückkehr nach dem Vaterlande, das Camoens bei ſeiner Abreiſe nach Indien nie wieder ſehen wollte, wurde nun ſein wärmſter Wunſch; und er fand eine Gelegenheit, ſich der Erfüllung dieſes Wunſches wenigſtens zu nähern. Unmittelbar von Indien aus konnte er die Rückreiſe nach Europa nicht antreten. Er hatte ja kein Geld, die Reiſekoſten zu bezahlen. Aber ein Verwandter deſſelben Vicekönigs Bareto, auf deſſen Befehl Camoens nach Macáo verbannt geweſen war, ſchien die Härte ſeines verſtorbenen Vaters gegen den armen Dichter wieder gut machen zu wollen. Er war zum

Statthalter von Sofala an der Oſtküſte von Afrika ernannt. Dorthin wünſchte Camoens mit ihm zu reiſen, weil er dort Freunde aus Europa zu finden höffte, die ſich ſeiner annehmen würden. Bareto, der ihn gern mitnahm, aber nur in der Hoffnung, ihn dort in ſeinen Dienſten zu behalten, ſchoß ihm bereitwillig das Reiſegeld vor. So kam Camoens nach Afrika. Aber kaum war er da, als ſich Bareto weigerte, ihn ziehen zu laſſen, ſo lange der Vorſchuß der Reiſegelder nicht abverdient, oder zurückbezahlt ſey. Die Summe betrug zweihundert Cruſaden, nach unſerer Rechnung ungefähr eben ſo viel Gulden Conventionsgeld; und nicht einmal ſo viel hatte ſich Camoens in dem reichen Indien erwörben. Seine Lage war nun faſt noch trauriger, als zuvor. Aber dieſes Mal hatte er ſich doch in ſeinen Erwartungen nicht ganz verrechnet. Nachdem er einen Monat in Sofala geſchmachtet hatte, und nun ein Schiff aus Europa ankam, mit welchem mehrere Portugieſen von angeſehe-

nen Familien nach dem Vaterlande zurückgehen wollten, konnten dieſe groſsmüthigern Männer es nicht über das Herz bringen, den unglücklichen Dichter, der ſich mit ihnen zurückſehnte, ſeinem harten Schickſale zu überlaſſen. Sie bezahlten die Schulden des Camoens an den Bareto, und dazu noch für ihn das ganze Reiſegeld bis Europa. Es war hart genug für einen Mann von dem Selbſtgefühle des Camoens, unter ſolchen Umſtänden den vaterländiſchen Boden wieder zu betreten. Im J. 1569, nach einer Abweſenheit von beinahe ſechzehn Jahren, ſah er Liſſabon wieder; und was er, ſtatt aller indiſchen Schätze mitbrachte, war ein anſehnlicher Vorrath von Verſen, die man unentgeldlich bewunderte, und ſein treuer Johann, den er nicht ernähren konnte. Nicht einmal die Freude, ſein Vaterland wieder zu ſehen, blieb ihn unverleidet. Denn gerade damals herrſchte zu Liſſabon die Peſt.

Aber vollendet war denn doch in Indien die Lusiade, das große National-Heldengedicht, in welchem Camoens, von seinem Jünglingsalter an, dreißig Jahr gearbeitet hatte. Er wollte der Homer seiner Nation werden, und er wurde es. Denn wenn auch vor der unbestechlichen Kritik das ganze Gedicht der Lusiade keinesweges bestehen kann, so ist es doch den Portugiesen so heilig geworden, wie den Griechen die Ilias war; und wer irgend Empfänglichkeit für wahre Poesie hat, muß hingerissen werden von der Schönheit einzelner Partien des großen Gemäldes, in dem die ganze Seele des schwärmerischen Dichters lebt, und das von Patriotismus glüht. Camoens ist nichts weniger als ein correcter Dichter. Aber alle seine Gedichte tragen das Gepräge der lebendigsten, nur zu leidenschaftlichen Anschauung. Die nüchterne Reflexionspoesie war ihm so fremd, als die Begeisterung durch Lektüre, oder durch theoretische Speculation. In den schönsten Stellen seiner Gedichte

ist jeder Zug voll Herz und Leben. *)

Zwei Jahr nach der Wiederankunft des Camoens in Europa erschien die Lusiade zum erstenmale gedruckt. Sie wurde mit lautem Beifalle aufgenommen; aber keiner ihrer Bewunderer riß den Verfasser aus der bittern Armuth, in der er kümmerlich fortlebte. Selbst der König Sebastian, dem Camoens das National-Heldengedicht zugeeignet hatte, unterstützte den Dichter nur mit einer kaum nennenswerthen Pension. Sebastian sparte seine Schätze zusammen, um einen großen Feldzug gegen Marocco zu unternehmen. Camoens erhielt, statt ei-

*) Wir haben im Deutschen noch gar keine Uebersetzung der ganzen Lusiade. Dem Geiste des Camoens hat der verstorbene Seckendorff Gerechtigkeit wiederfahren lassen in den frei übersetzten Fragmenten, die man in Hrn. Bertuch's Magazin der spanischen und portugiesischen Litteratur findet.

ner Vermehrung der unbedeutenden Pension, noch die kostbare Erlaubniß, den Hof zu begleiten. Damit er von dieser Erlaubniß Gebrauch machen und am Tage bei Hofe erscheinen konnte, soll des Nachts sein treuer Johann ausgegangen seyn, für sich und seinen armen Herrn die nöthigen Almosen zu betteln.

Der unglückliche Ausgang des Feldzuges gegen Marocco, der das ganze Königreich in die tiefste Bestürzung warf, drückte den gebeugten Camoens vollends nieder. Eine große Schlacht war verloren. Der König Sebastian selbst war verschwunden. Niemand nahm sich des Dichters weiter an, der sich jetzt ganz von der Gesellschaft zurückzog. Einige Mönche waren sein letzter Umgang. Seine Gesundheit, die dem verderblichsten Clima in Indien getrotzt hatte, erlag im Vaterlande dem Kummer. Sein trauriges Leben dauerte aber doch bis zum Jahr 1579, dem fünf und funfzigsten seines Alters. Nach einigen Nachrichten ist er gar im Hospitale gestorben.

Das iſt das Leben des Dichters, der jetzt in der portugieſiſchen Litteratur vorzugsweiſe der Große (o grande Luis de Camoens) heißt. Mehrere Jahre nach ſeinem Tode wurde ihm in der Kirche, wo er begraben liegt, ein Monument errichtet.

* * *

Der Ueberſetzer der Elegien, die hier den Leſern der Veſta mitgetheilt werden, hat lieber an verſchiedenen Stellen unweſentliche Veränderungen mit einigen Gedanken und Bildern des Originals vornehmen, als dem Dichter, deſſen Geiſt ſich in der Ueberſetzung dreier Elegien nur mit dem kleinſten Theile ſeiner Vorzüge zeigen kann, durch Wiederhohlung einiger Fehler ſchaden wollen. Noch neun ähnliche Elegien, die gewiß ächt ſind, und einige, deren Authenticität beſtritten wird, finden ſich in den Werken des Camoens. Warum der Ueberſetzer nicht die metriſche Form der Terzinen nach dem Origi-

nal beibehalten haben mag, iſt eine kritiſche Frage, deren Beantwortung nicht zur Philoſophie des Lebens gehört. Aber für den Charakter und die Schickſale eines Mannes, wie Camoens war, intereſſirt man ſich billig auch am häuslichen Herde. Er ſelbſt trug ſich ja, wie er denn immer ſchwärmte, auch mit ſchwärmeriſchen Ideen von häuslichem, beſonders ländlichem Lebensgenuß.

Die drei überſetzten Elegien folgen hier in chronologiſcher Ordnung. In der Sammlung der Werke des Camoens liegen ſie, wie vom Zufalle zuſammengeweht, durch einander. Die Elegie, die unter den hier überſetzten die erſte iſt, entſtand vor der Abreiſe des Dichters nach Indien; die zweite fällt in die erſten Jahre ſeiner indiſchen Abentheuer; und die dritte vermuthlich in dieſelbe Periode.

Erſte Elegie.

Dieſen ſanften Frieden des Blicks voll himmliſcher Anmuth;
Dieſen ſprechenden Geiſt in dem belebten Geſicht;
Dieſes reitzende, ruhige, heitere Leben und Weben
Faßt nur liebend das Herz, faßt kein menſchliches Lied.
Wie das Unendliche flieht vor unſerm Gedanken, ſo ſchwindet
Auch das Herrliche hin, wird es von Worten berührt.
Sündig' ich denn nicht ſchon, wenn ich das Heilige nenne?
Aber ich ſündige nicht, ſingend mein Lied und mein Glück.
Walte nur über mir, du, freundliche, tröſtende Täuſchung!
Bilde den brennenden Schmerz ſanft zur Freude mir um!

Ja, ich segne den Tag, den glücklichen, als der Gedanke
An die Geliebte zuerst alle Gedanken verschlang.
Freuen will ich mich, daß ich so verstehe, zu leiden.
Denn nicht Jedem ward dieser empfängliche Sinn.
Bleib mir treu, Gedanke der Liebe! Dann mag die Geliebte,
Wenn mein Schmerz ihr gefällt, mich mit Schmerzen erfreun.
Wenn der flammende Wunsch mich ergreift in Stunden der Wehmuth;
O wie lieb' ich den Wunsch, der am Herzen mir nagt!
Wenn noch ein Mal die Hoffnung mich täuscht; wenn zitternd ich seufze:
Täuschung, wie bist du so schön! Seufzer, wie seyd ihr so süß!
Wenn sich Leben und Tod vereinen in meinem Gedanken;
O wie sterb' ich so sanft! o wie leb' ich so gern!
Und so sey es mein Ruhm, mich meinem Schmerz zu ergeben.
Ist denn dieser Schmerz nicht, Geliebte, dein Ruhm?

Fühl' ich nicht um so mehr, wie ich dich, dich,
Einzige, liebe,
Je beharrlicher sich leidend die Liebe bewährt?
Sey mir immer nah in meinen Trauergedanken!
Diesem Gedanken weicht alles vergängliche Glück.

Zweite Elegie.

Eine treffliche Kunst, nichts zu vergessen von Allem,
Was man gedacht und gethan, wußte Simonides einst;
Und er wollte die Kunst den großen Themistokles lehren;
Aber der weisere Held nahm die Gabe nicht an.
Wenn du, sprach er, die Kunst, das zu vergessen, erfindest,
Was man von selbst nicht vergißt, dann unterrichte mich, Freund.
Wie Themistokles spräche wohl Jeder, wenn er bedächte,
Wie die Vergangenheit oft tief in die Seele sich senkt,
Und wie selbst die glücklichen Stunden den Leidenden schmerzen,
Dem sie auf immer entflohn, der sie betrauert, wie ich.

Eine goldene Regel wüßt' ich, die Schmerzen zu lindern:
Miß die Gegenwart nie mit der Vergangenheit nach!
Auch der Liebe verſchwundenes Glück, warum es erneuen
Im Gedanken, der doch, ach! ein Gedank' nur iſt?
Hin ſey hin! Das herriſche Schickſal muthig bekämpfen
Kann kein edles Gemüth, das der Erinnrung erliegt.
Aber wer kann der Liebe Schmerz im Buſen ertödten?
Wohnt nicht des Liebenden Geiſt in der Geliebten allein?
Dieſe Seelenwanderung hat kein Weiſer erſonnen;
Aber die wahre iſt dieſe einzige nur.
Wo die Geliebte nicht iſt, da lockt den Liebenden Alles,
Was erfreuet, umſonſt. Kann er der Trauer entgehen?
Laut auf klagen möcht' ich zu euch, ihr himmliſchen Mächte.
Warum ſchufet ihr mich nicht mit eiſerner Bruſt?

Wär' ich am Kaukasus nur, am starren Felsen geboren,
Trüg' ich schweigend mein Loos, starr und schweigend, wie er.
Oder hätt' eine Tiegerinn in den hyrkanischen Wäldern
Meine Kindheit genährt, beugt' ich den Nacken jetzt nicht.
Aber in Thränen muß das Herz des Mannes sich kühlen,
Da ihm der Thränenquell doch zur Lethe nicht wird.
Auch nicht eine von allen Wellen der mancherlei Meere,
Die ich durchschiffte, verlieh mir ein lethisches Glück.
Wollt ihr hören, wie ich einmal, die Wellen betrachtend,
In der spiegelnden Fluth vorige Zeiten nur sah?
Aeolus hatte den Zephyr entfesselt. Mit lieblichem Hauche
Wiegte Zephyr das Meer. Nymphen tauchten empor.
Nereiden im plätschernden Reigen. Sie folgten dem Schiffe.
Leise durchschnitt das Schiff weichenden, spielenden Schaum.

Galathea, der Nymphen ſchönſte, ſchien zu vergeſſen,
Daß ihr unſterbliches Herz Schmerzen der Liebe gefühlt.
Um ſie ſcherzten Melantho, Dynamene und Panopea.
Auf den Dreizack gelehnt ruhte der Vater Neptun.
Aber ich ſaß gebückt. Ich ſah dem fröhlichen Schauſpiel,
In der Erinnrung Gefühl, immer trauernder zu.
Die Vergangenheit wurde zur Gegenwart mir, und ich ſeufzte.
Unbeweglich und ſtumm ſaß ich ſeufzend allein.
Aus dem ſchauenden Auge fielen unruhige Thränen
In das ruhige Meer. Endlich begann ich und ſprach:
Seelige Nymphen, wenn je in eurem Buſen die Liebe
Leid und Freuden ergoß; wenn ihr die Sehnſucht gefühlt,
Die ich fühle; und wenn ihr einmal die prangende Küſte,
Wo ſich der Tajo ergießt, ſie mein Vaterland, ſeht;

Wenn es euch dann gefällt, am grünen Geſtade zu wandeln;
Oder am Rande des Stroms über den goldenen Sand;
O ſo wißt, daß ich einſt in dieſen Sand mit der Muſchel
Lieder der Liebe ſchrieb. Fragt nur die Hirten umher!
Denn die Hirten hörten mich gern am wallenden Tajo.
Laßt ſie vernehmen durch euch, was euch mein Buſen vertraut.
Und die Nymphen, gerührt von meinen Bitten, verhießen
Mir mit Winken, zu thun, wie ich Verlaßner ſie bat.
So begleitete mich die Erinnrung in heitern Tagen.
Aber auch mitten im Sturm war das Vergangne mir nah.
Einſt am Vorgebirge der Hoffnung blickt ich gen Himmel
Nach den Sternen, die dort neu dem Kommenden ſind.
Schnell verhüllte ſich der ſtrahlende Himmel in Wolken.
Brauſend hob ſich und wild ſchon die ſchäumende Fluth.

Immer höher ſtiegen die Wellen. Zum Waſſergebirge
Wälzte der Ocean donnernd im Sturme ſich auf.
Unter dem Heulen der Winde klatſchten zerriſſene Segel,
Krachten die Wolken, und ſcholl lautes Matroſengeſchrei.
Aber ich, verſunken in ſtillen Gefühlen, erblickte
Ruhig den drohenden Tod unter den Blitzen umher.
Nie im Herzen ſprach die Liebe: Was kann mir begegnen?
Heiliger Liebe Gewalt wich dem Tode noch nie.
Soll ich noch leben, und ſoll ich einſt dieſes Tages gedenken,
Denk' ich, Geliebte, nur dein, weiß ich vom Sturme nichts mehr.
Alſo waltet die feſte, die unbezwingliche Liebe
In der glühenden Bruſt, wo ſie von Schmerzen ſich nährt.
Aber getrennt nur von der Geliebten, in Schmerzen der Sehnſucht.
Läutert die Flamme der Bruſt wahrer Liebe Gefühl.

Weit getrennt von dir, im fernen Lande, Geliebte,
Sah' ich die Eitelkeit menſchlicher Dinge vereint.
Hier, wohin ſo Mancher ſich ſehnt, voll Hoffnung und Träume,
Findet der redliche Mann kaum ein ruhiges Grab.
Neulich ſtritten zwei Könige dieſer indiſchen Inſeln
Um ein Inſelchen. Wir führten für einen den Krieg.
Bundesgenoſſen waren wir ihm. Wir kamen, und ſiegten;
Denn nur Bogen und Pfeile waren des Feindes Gewehr.
Schrecken verbreiteten wir durch das Inſelchen; aber es rächte
Bald mit launender Luſt ſich am Sieger der Tod.
Ueberſchwemmt von Gewäſſer war das dünſtende Eiland.
Auf Canälen trug unſre Männer der Floß.
Neue Venetia! riefen wir aus. Zwei Tage, nicht länger,
Weilten wir da; und es ſank ſchon die Mannſchaft dahin.

Mancher Brave ſank in dieſe ſtygiſchen Fluthen.
Das iſt indiſches Glück, muthiger Streiter Gewinn!
Giebt es ein Glück auf Erden, ſo wohnt es in häuslicher Ruhe,
Wo des Landmanns Fleiß dankende Felder beſtellt.
Den beneid' ich, wer der gerechten Erde das Seine
Ruhig verdankt; wer nicht indiſcher Schätze begehrt;
Wen das Waſſer der Quellen erquickt; wen, ſtatt der Orkane,
Seiner Heerden Gebrüll friedlich am Hügel umtönt.
Seinen feſten Schlaf kann lüſterne Sorge nicht ſtören;
Sein Erwachen begrüßt ſchmeichelnd der dämmernde Tag.
Aber wer wog ſich ſelbſt ſein Loos? Ich lieb' und ich leide,
Und zu Waſſer und Land zürnt mir das ſtrenge Geſchick.
Eines nur bleibt immer mein Troſt zu Land' und zu Waſſer;
Auszuſingen mein Leid, bleibt mir vom Schickſal vergönnt.

Singend will ich dann euch, ihr ewigen Schatten, begrüßen,
Wenn nicht etwa der Tod auch nur der Glücklichen harrt.

Dritte Elegie.

Ein Mal ſeufzte die Nymphe, die liebend zum Felſen erſtarrte,
Noch als liebender Fels ihren unendlichen Schmerz.
Alſo laßt mich denn auch noch ein Mal ſingen und klagen.
Denn mein letztes Lied möchte dieſes wohl ſeyn.
Wundert ihr euch, daß ich ſo mein Leid durch Klagen noch mehre?
Wer ſo leidet wie ich, muß auch klagen wie ich.
Und ich bin es ja nicht, die Sehnſucht iſt's, die gewaltig
Aus dem Buſen mir ſingt. Worte ſprech' ich nur aus.
Längs dem öden Geſtade wandl' ich am brandenden Meere;
Horche dem Meere zu, wie es in Klüfte ſich wühlt.

Dumpf erſchallen die Klüfte. Die gute, geduldige Erde
Bietet die offne Bruſt ruhig der ſtürmenden Fluth.
Aber ſie ſeufzt. Ich ſeufze mit, aus duldender Seele.
Muthiger Männer Geduld ſchwebt im Bilde mir vor.
Herkules trug den Atlas auf den männlichen Schultern,
Wagte durch Schlangen ſich in den heſperiſchen Hayn;
Und den Rieſen Antäus, der Erde Sohn, zu erdrücken,
Hielt er ihn, ſtärker, als er, über dem Boden empor.
Aber was frommt es mir, des Herrlichen gern zu gedenken?
Schwebt das kräftige Bild nicht, mich fliehend, vorbei?
Führt mich nicht die Erinnerung zurück auf blühende Auen?
Ja, es war eine Zeit, wo ich blühte wie ſie.
Freudig ſchritt ich einher im Frühlingsglanze durch Thäler,
Ueber Berge. Das Feld lachte, voll Blumen, mich an.

Einverſtanden mit mir frohlockten die Vögel des Himmels.
Selbſt den Felſen entklang ſüße, harmoniſche Luſt.
Wandl' ich jetzt auf Fluren einher, verſchwindet im Dunkel
Mir das liebliche Grün; kenn' ich die Freude nicht mehr.
Glück und Liebe, was that ich euch? Mußt' in der Veränderung
Aller Dinge nur ich unveränderlich ſeyn?
Mußte für mich der Schmerz nur wechſeln in weiter Entfernung
Von der Stätte, wo ſonſt täuſchender Friede mir ward?
Thränen vergoß ich auch dort; doch ſanfte, lindernde Thränen;
Denn ich hoffte ja noch, was ich zu wünſchen gewagt.
Aber nachdem ich zuletzt, von jeder Hoffnung betrogen,
Einſam trauren gelernt, räum' ich dem Glücke die Bahn.
Eins nur flehet mein Herz vom lieben Lande der Heimath,
Gutes zu hören von dort, oft, und doch nimmer genug.
Schmachte dann nur, o duldender Geiſt, du armer Gefangner!

Harre des Augenblicks, wo du dem Kerker enteilſt!
Dann begrüße dein Trauergeſang den ſchwarzen Cocytus
Und die Felſen, die nie Morgen und Abend geſehn.
Singe der ewigen Nacht den Namen der ewig Geliebten!
Wenn dann Orpheus mich hört, tönt Euridice mit.
Dann verſammeln ſich, horchend, um uns die liebenden Schatten,
Und die Gerichteten dort trauern um unſeren Schmerz.
Thränen des Antheils weinen um uns des Danaus Töchter;
Ihren Eimern entrinnt ſpäter die trügriſche Fluth.
Ja fürwahr! die Liebe, die alle Quaalen des Lebens
Ueberlebte, ſie ſtirbt nach dem Tode nicht hin.
Ewig wirſt du leben, mein Geiſt, in ewiger Liebe.
Selbſt im Himmel erliſchſt, lodernde Flamme, du nicht.

Nachſchrift.

Die Lebensgeſchichte des Camoens iſt ein hiſtoriſcher Commentar über den Unterſchied zwiſchen Poeſie und Schwärmerei.

Camoens war ein ſchwärmeriſcher Charakter. Hätte er, ohne dieß zu ſeyn, der große Dichter werden können? Oder kann man nicht ſchwärmeriſch, wie Camoens, empfinden, ohne durch ſeine Empfindung zum Dichter zu werden? Die Beantwortung dieſer Fragen gehört allerdings zur Philoſophie des Lebens; beſonders zur Philoſophie des Lebens für Deutſche. Denn nirgends werden Poeſie und Schwärmerei öfter verwechſelt, als

in Deutschland; und nirgends scheinen Talent und Charakter bei dieser gefährlichen Verwechselung mehr zu leiden. Die deutsche Ernstlichkeit macht gar zu gern Ernst aus Scherz; freilich eben deßwegen nicht so gern Scherz aus Ernst, wie der französische Leichtsinn; aber eben so sehr zum Nachtheil der ästhetischen und der moralischen Solidität. Noch geneigter sind die Deutschen, den ästhetischen Ernst für moralischen anzusehen, und eben deßwegen in umgekehrten Verhältnissen Begeisterung des Herzens für Dichterberuf und innigen Ausdruck des Gefühls geradezu für Poesie zu halten.

Poesie und Schwärmerei verhalten sich zu einander wie sich die Sonne, die an einem schönen Tage durch eine weiße Wolke leuchtet, zu dem grauen Nebel verhält, der von der Erde aufsteigt und den Himmel verdunkelt. Denn es giebt eine zweifache Wahrheit, der eine zwiefache Täuschung entgegensteht; eine reine Wahrheit, nach welcher die

reine Vernunft ſich ſehnt, wenn ſie ſich über die Sinnlichkeit erhebt; und eine äſthetiſche oder poetiſche Wahrheit, in welcher ſich die Natur mit der Vernunft durch die Phantaſie vereinigt, um das Vollkommene, das der Menſch nur ahnen, aber nicht erkennen kann, ſcheinbar in einem Bilde zu feſſeln. Hier iſt nicht der Ort, die Elementarlehren der Aeſthetik vorzutragen. Aber ſchon im gemeinen Leben weiß Jeder, wer von poetiſcher Lektüre mehr als Zeitvertreib erwartet, ungefähr, was er ſucht, wenn ihn nach poetiſcher Befriedigung verlangt. Das Gedicht, das ihm genügen ſoll, muß den Geiſt über das Gemeine erheben. Auch in den ſimpelſten und kunſtloſeſten Formen, die nur der natürlichſte Ausdruck des Gefühls zu ſeyn ſcheinen, muß ſich das Verlangen des Geiſtes nach einer ſchönen Welt dem Herzen kund thun. Die poetiſche Wahrheit iſt alſo, wenn ſie philoſophiſch, das heißt, nach den Forderungen der reinen Vernunft, geprüft wird, nur eine Täu-

ſchung; denn das Bild iſt nie die Sache; und das Gefühl einer Vortrefflichkeit, die der freie Geiſt in der Einbildung erzeugt hat, iſt nicht Erkenntniß des Vortrefflichen in der Wirklichkeit. Aber der Dichter, der nicht zugleich ein Schwärmer iſt, verwechſelt auch nicht das Werk ſeiner Phantaſie mit den Dingen der wirklichen Welt. Er iſt ſich einer ſchönen Täuſchung bewußt; aber er irrt ſich nicht; eben darum nicht, weil er ſich der Täuſchung bewußt iſt. Wo aber die Phantaſie das Bewußtſeyn verdunkelt; wo der Geiſt ſeine Freiheit einbüßt, durch die er das Träumen von dem Wachen, und die Einbildung von der Wirklichkeit ſcheidet; da fängt die Schwärmerei an; denn nichts anders als die Verwechſelung des Erdichteten, nach dem man ſich ſehnt, mit dem Wirklichen, das uns nicht befriedigt, iſt Schwärmerei. Nun iſt aber der ſchwärmeriſche Kopf in ſeiner Selbſttäuſchung oft eben ſo weit von der Poeſie entfernt, wie von der reinen Wahrheit. Es giebt auch eine gemeine

Schwärmerei. Es giebt überhaupt so mancherlei Arten der Schwärmerei, als es Arten der Narrheit giebt, von der trivialsten Narrheit an, der man auf allen Straßen begegnen kann, bis zum interessantesten Wahnsinn. Poetisch wird die Schwärmerei erst dann, wann die Phantasie des Schwärmers ihren Gegenstand nach denselben Gesetzen verschönert, nach denen die Phantasie des Dichters ohne Selbsttäuschung wirkt.

Schwerlich gab es einen Dichter von Bedeutung, der nicht in seinem Jünglingsalter nebenher auch ein Schwärmer war. - Hat doch in diesem Alter zuweilen selbst der roheste Mensch, einen Anstrich von poetischer Schwärmerei! Und was ist der Zustand des Verliebten anders? In den Augen des Liebenden ist nicht nur vorzugsweise die Geliebte schön; Alles, was die Geliebte berührt, erscheint dem Liebenden verschönert durch sie; es entsteht für ihn im Zauberschimmer der Liebe eine ganz andre Welt, eine poetische

Welt, in welcher nichts mehr trivial und gemein ist; gleichsam ein Stück vom Himmel, das auf die Erde herabgefallen, wie der italienische Dichter Sannazar einmal sein schönes Vaterland nennt. Rousseau ließ seinen St. Preux sehr richtig nur zwei Welttheile anerkennen, den, wo die Geliebte ist, und den, wo sie nicht ist. Da nun alle Schwärmerei der Liebe mehr oder weniger poetisch ist, so müßte die Natur sich selbst verläugnen, wenn nicht der Dichter, der den Stoff seiner Poesie aus der innigsten Anschauung schöpft, in dem Alter, wo selbst prosaische Gemüther durch die Liebe poetisch gestimmt werden, den Unterschied zwischen Wahrheit und Täuschung ein wenig übersehen sollte, besonders wenn er gar ein Dichter der Liebe seyn will, wie es im Jahrhundert des Camoens Jeder seyn wollte, wer Verse machte. Aber daß diese Selbsttäuschung Charakterzug werde und den Dichter durch sein ganzes Leben in sich selbst und in der Welt irre mache, wie den armen Camoens, ist nun

wohl nicht nöthig. Auch iſt hiſtoriſch bekannt, daß die gröſten Dichter im Alter der männlichen Beſonnenheit, wo der dichtende Geiſt ſeines Stoffs ganz mächtig iſt, ohne Schwärmerei das Vollkommenſte hervorbrachten, das nur ſie hervorbringen konnten. Es giebt nur eine einzige Art von Poeſie, die ohne Schwärmerei nicht gelingt; dieſe, die Poeſie der Liebe, iſt aber auch die wahre Jünglings-Poeſie. Sie kann mit reifer Beſonnenheit wohl nachgeahmt werden; aber entſtehen konnte ſie nur in ſchwärmeriſchen Gemüthern. Wer durch dieſe Art von Poeſie unſterblich zu werden berufen iſt, bleibt denn auch wohl zehn Jahr länger, als andre Menſchen, ein Jüngling. Petrarch war ein ſolcher Dichter und Schwärmer; aber er hörte auch auf, ein Dichter der Liebe zu ſeyn, als er kein Schwärmer mehr war; und mit dem verſtändigſten Enthuſiasmus, deſſen ein männlicher Geiſt fähig iſt, arbeitete er in ſeinen reiferen Jahren proſaiſch für das Wahre und Gute.

Moralisch-philosophische Schriften in lateinischer Sprache, und ein lateinisches Heldengedicht, das aber ein Fragment geblieben ist, waren die Frucht der zweiten Hälfte seines Lebens. Petrarch machte sich auch selbst im Alter der Liebe keiner auffallenden Unbesonnenheit schuldig. Eben die Zartheit des Gefühls, die ihm mit seinen Phantasien im Thal von Vaucluse die Einsamkeit zum dringendsten Bedürfniß machte, hielt ihn von allen abentheuerlichen Unternehmungen im wirklichen Leben ab. Nur seine Laura, und selbst sie nur im Bilde, gehörte von allen wirklichen Wesen in seiner poetischen Welt zu Hause. Uebrigens wußte er die Poesie seines Herzens von der Prosa der Wirklichkeit wohl zu unterscheiden.

Aber es giebt auch poetisch-schwärmerische Naturen, die zu leidenschaftlich empfinden, um sich jemals mit einer poetischen Ideenwelt begnügen zu können. Sie wollen die Poesie, an der ihr Herz hängt, schlechterdings in die Poesie des

wirklichen Lebens übertragen, und die gemeine Welt in die Zauberſphäre ihrer Phantaſie hinauf ziehen. Die Armen! Denn mit den herrlichſten Talenten und mit den edelſten Geſinnungen müſſen ſie zu Grunde gehen, wenn ſich das Schickſal nicht wunderbar ihrer annimmt. Verunglückte dieſer Art giebt es unter den poetiſchen Schwärmern, deren Name nicht auf die Nachwelt kommt, und die kaum ihrer Mitwelt bekannt werden, nur gar zu viele. Und wer kann ihnen helfen? Das Unglück ſcheint ihnen auf den Ferſen zu folgen, ſie mögen verſuchen, was ſie wollen. Denn ſie können ſich nun einmal in die Welt, wie ſie iſt, nicht finden. Keiner unter den großen und unvergeßlichen Dichtern hat in ſeiner poetiſch-ſchwärmeriſchen Sinnesart und in ſeinen Kämpfen mit den ſchmerzlichſten Widerwärtigkeiten ſo viel Aehnlichkeit mit Camoens, als Torquato Taſſo. Wäre Taſſo in Portugal geboren, würde er ohne Zweifel wie Camoens auch in einem andern Welttheile ſein

Glück als Abentheurer gesucht haben. Aber Tasso hatte doch eine glückliche Jugend. Geehrt und geliebt lebte er bis in sein dreißigstes Jahr. Einen Dichter, der von Jugend auf so zum Unglück prädestinirt zu seyn geschienen, wie Camoens, kennt die Geschichte der Litteratur nicht. Und die Frage ist, ob dieser Mensch glücklich seyn konnte, wenn ihn auch das Schicksal hätte glücklich machen wollen.

Desto besser meint es das Schicksal mit poetischen Naturen, die in einer unschuldigen und wo nicht immer, doch gewöhnlich sanften Schwärmerei leben und weben. Diese sind in demselben Grade zu beneiden, wie ein Tasso und Camoens zu bedauren sind. Denn sie tragen, wo sie gehen und stehen, einen compendiösen Himmel in sich, den sie überall auf das trivialste Fleckchen Erde herabfallen lassen können, sobald sie nur irgendwo zu Hause sind; und sie sind leicht überall zu Hause, wo man sie nur nicht genirt. Und wenn es im wirk-

lichen Leben zu gefährlichen Angelegenheiten kommt, wiſſen ſie gewöhnlich den Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa ſehr richtig zu treffen. Denn ſie ſind gewöhnlich bei guter Laune.

Es giebt aber auch eine Poeſie des Lebens, die ſo wenig Dichtkunſt, als Schwärmerei iſt, und die zum edlen Daſeyn gewiſſer Naturen ſo nothwendig gehört, wie die Flügel zur Natur eines Vogels, der zwar auch zwei Beine zum Gehen hat, und dieſe Beine gebrauchen muß, aber doch ohne die Flügel kein Vogel wäre. Dieſe Poeſie des Lebens iſt das reine Gegentheil der Naturproſa oder Handwerksproſa des Lebens derer, die ihr liebes Daſeyn hauptſächlich nur kraft des Nahrungstriebes empfinden, zu dem ſich dann noch ein andrer mit ihm verwandter Trieb geſellt. Man kann dieſe Lebensproſa cultiviren, und als bürgerlich rechtlicher Menſch kommt man dann völlig mit ihr aus. Man kann ſie moraliſch veredeln. Man kann ſogar eine ſehr gelehrte Proſa aus ihr ma-

chen. Aber das Gefühl einer höhern Bestimmung des Menschen, und das Bedürfniß einer Verschönerung des menschlichen Daseyns können den liberalen Geist so hoch über diese Prosa erheben, daß er, ohne zu schwärmen, die Natur und die menschlichen Verhältnisse wie in einem reineren Lichte erblickt. Dann möchte er sich mit der Natur unterhalten, bald wie mit einer Mutter, bald wie mit einer Freundinn. Dann sucht er überall das Schöne und das Vortreffliche auf, und umgeht das Gemeine. Dann sucht er eben diesen Sinn in Anderen zu wecken. Auf diese Art entsteht für ihn eine Ansicht der Welt, die man allerdings poetisch nennen darf, weil man durchaus unpoetischen Naturen nicht einen Begriff davon beibringen kann. Würde aber nicht die ganze Welt gewinnen, wenn diese Poesie des Lebens allen Menschen so natürlich wäre, wie sie es in Griechenland den Meisten war?

III.

Familiengruppen.

Vom

Verfasser der weiblichen Portraits.

Familiengruppen.

Vorerinnerung.

Der ungenannte Zeichner dieſer Familiengruppen hat ſich auf einem beigefügten Blättchen, das aber nicht für den Druck geſchrieben iſt, über die Wahrheit ſeiner Zeichnungen und über den Zweck derſelben ungefähr eben ſo, wie über ſeine Weiblichen Portraits (Neue Veſta, B. I. und II.) erklärt. Aber er wollte, wie er ſagt, durch die Familiengruppen noch eine beſondere Wahrheit anſchaulich machen, auf die man wenig achtet. Allerdings, ſagt er, ſey es um das Familienglück von Grund aus geſchehen, ſobald es Ton werde, dieſes Glück nicht

mehr zu achten. Häusliche Humanität vollends könne mit verdorbenen Sitten noch weniger bestehen, als ein blühender Wohlstand mit einem ausschweifenden Leben. Aber es gebe, besonders in Deutschland, Gottlob! noch Familien genug, gegen deren gute Sitten im bürgerlichen Sinne des Worts durchaus nichts zu erinnern sey; Familien, in denen die Freude neben dem Wohlstande blühen würde, wenn nicht eine fast unbegreifliche Verkehrtheit der Sinnesart ihrer Mitglieder, denen es übrigens weder an gutem Willen, noch an gesundem Verstande fehle, wie geflissentlich allen wahren Freuden die Thür versperrte. Einige solcher Familien treu nach dem Leben zu zeichnen, nur hier und da mit einigen nöthigen Veränderungen des Costums und der Ornamente, habe ihm ein nützliches Geschäft geschienen. Damit aber diese komitragische Gruppengallerie noch brauchbarer werde, habe er zwei Gruppen von andern Familien an die Spitze gestellt. Was er damit gewollt,

werde man ſchon ſehen, wenn man aufzumerken beliebe. Ich berichte dieß, wie es auf dem Blättchen ſteht.

Der Herausgeber.

Erſte Gruppe.

Die Familie Throphranor.

Throphranor hat vieles erlebt, und in einem ziemlich langen Leben nicht wenig gelitten. Nahrungsſorgen drückten ihn nie. Er wurde im Wohlſtande geboren und erzogen; hatte als Geſchäftsmann Gelegenheit, ſein Vermögen auf die rechtlichſte Art noch zu vergrößern; büßte zuweilen einen Theil davon ein, gewann zu einer andern Zeit wieder, und war überhaupt mit Gedanken an Erwerb in ſeinem ganzen Leben wenig beſchäftigt. Sein philoſophiſcher Geiſt riß ihn früh zu metaphyſiſchen Speculationen hin. Aber er fühlte die Nichtigkeit alles deſſen, was dem Menſchen nur wie ein

Schatten umgiebt, noch tiefer, als der Metaphyſiker ſie demonſtrirt. Während er ſich zu Berufsarbeiten für das bürgerliche Leben ausbildete, wurde er zugleich einheimiſch in einer Gedankenwelt, zu welcher der Verſtand der Meiſten den Weg weder kennt, noch ſucht. Das Reſultat ſeiner Speculationen war philoſophiſche Einſicht in die Wahrheit der ſokratiſchen Reſignation. Wie Sokrates war er nun unüberzeugt, daß der Menſch im Grunde nichts weiß, als eben dieß. Aber wie Sokrates empfand auch er im Innerſten ſeines Bewußtſeyns das Göttliche, das den denkenden Geiſt über die Erde erhebt und aus dem Daſeyn einer materiellen Welt ſo wenig erklärbar iſt, wie der Geiſt eines Newton's aus der Structur einer Rechenmaſchine. Mit dieſem Bewußtſeyn blickte Throphranor auf die Erde zurück. Liebe und Achtung zu geben und zu empfangen, wurde das höchſte und herrſchende Bedürfniß ſeiner Seele. Aber er hieß hier und da ein Schwärmer; und mancher

ſonſt verſtändige Mann hielt ihn kurz und gut dafür, weil er hier und da ſo hieß. Seinen Verdienſten widerfuhr ſelten Gerechtigkeit. Seine reinſten Abſichten wurden gemißdeutet. Menſchen, denen er ſich nicht ohne Prüfung anvertrauet hatte, betrogen ihn. Freunde, an denen ſein ganzes Herz hing, wurden ihm durch Intriganten entriſſen. Andre, die er nicht weniger liebte, wurden unglücklich unter Verhältniſſen, in denen ihnen nicht geholfen werden konnte. Seine Geſundheit erlag der Arbeit und dem Kummer. Aber die Seinigen blieben ihm. Mit ihnen zog er ſich aus dem Gedränge der großen Welt auf das Land zurück. Tretet in ſein Haus; und von allen Seiten ſpricht euch ein guter Geiſt an. Seht dieſen Mann unter den Seinigen; und ihr fühlt ſogleich, oder nie, daß in dieſer Familie, bei aller Verſchiedenheit der Temperamente und der Fähigkeiten, Ein Herz und Eine Seele herrſcht, und daß die Harmonie dieſes häuslichen Ganzen gegründet iſt auf Vertrauen.

Seht die gute Clara, Throphra-vor's Gattinn, an. Sie ist mit ihrem kränkelnden Manne alt geworden. Aber ihre Heiterkeit und ihre Gleichmuth sind geblieben, was sie damals waren, als sich Throphranor um ihre Hand mehr aus Dankbarkeit und verständiger Neigung, als aus schwärmerischer Liebe bewarb. Wie passen diese ungleichen Seelen zusammen? fragt man, wenn man beide zum ersten Male sieht. Denn Clara scheint einen rechtlichen Hausverstand, aber auch gar nichts von der höhern Denkart ihres Mannes zu haben. Und wirklich ist sie zu metaphysischen Speculationen von Natur so wenig, wie ihr Mann zur Administration des Küchen- und Kellerwesens, geneigt. Aber einen so korngesunden Verstand findet ihr denn doch unter den idealisirenden Frauen selten oder nie. Und dieser Verstand arbeitet sich aber bloß dem geliebten Manne zu gefallen, unverletzt durch Dornen und Disteln der Metaphysik zu der Felsenhöhe hinauf, von welcher der Geist Thro-

phranors die Eitelkeit der menſchlichen Dinge überſchauet. Er ſcherzt darüber mit ihr, und ſie neckt ihn mit ſeinem Tiefſinn; und beide begegnen einander im Geiſt und in der Wahrheit. Clara's wichtigſte Angelegenheit iſt die Pflege ihres Mannes. Sie umgiebt ihn wie ein Schutzgeiſt, und ſteht ihm doch nicht im Wege, wie es andre weibliche Schutzgeiſter öfters in der Art haben. Clara thut überhaupt nie zärtlich. Ihres Werths iſt ſie ſich bewußt; aber es freut ſie, zu thun, als ob ſie nur das wäre, wofür ein flüchtiger Beobachter ſie ungefähr halten möchte. Und eben ſo freut es ſie, der innigen Herzlichkeit, mit der ſie ihren Mann achtet und liebt, das Anſehen der gewöhnlichſten Aufmerkſamkeit zu geben.

Seline, Clara's Schweſter, ſympathiſirt mehr mit Throphranor, während Clara ihn beſſer verſteht. Auch das giebt einen neuen Einklang. Der Verſtand ſpielt zwiſchen dieſen Dreien gar

keine auffallende Rolle. Er ſcheint nur das Herz zu begleiten. Und Gedanken und Gefühle tragen und ſtützen einander, wenn in dieſer Geſellſchaft etwas Gemeinſchaftliches verhandelt wird, wie von ſelbſt. Die ernſthafteſte Disputation hat hier kein Mißverſtändniß zur Folge.

Eine junge Welt, Söhne und Töchter, Enkel und Enkelinnen, von den verſchiedenſten Anlagen und Temperamenten, ſchließen ſich an dieſe Eltern und dieſe Tante. Hier giebt es ſchon Mißverſtändniſſe; aber keines kommt zum Ausbruche; und noch weniger waltet zwiſchen zwei Mitgliedern der Familie irgend eine Art von Groll. Der Familiengeiſt, der von den Eltern ausgeht, verbreitet ſich über alle Herzen, die ſich zur Familie rechnen, ſo energiſch, daß wenigſtens in Gegenwart der Eltern jedes dieſem Geiſte gemäß empfindet. Auch iſt unter allen nächſten Verwandten dieſes Hauſes kein unwürdiger Theil des edlen Ganzen. Ein eignes Leben kommt in die ganze Verbin-

dung durch das Ab- und Zugehen der verſchiedenen Gatten- und Geſchwiſter-Paare, die gröſtentheils ihre Wirthſchaft für ſich haben, und im elterlichen Hauſe, einige aus der Nähe, andre aus der Ferne, nur zum Beſuch erſcheinen. Auf dieſe Art kann die Familie Throphranor faſt alles Umgangs mit Fremden entbehren, ohne von der Welt abgeſchnitten zu ſeyn, und ohne lange Weile zu fühlen. Aber man findet doch faſt immer gute Geſellſchaft von Fremden in dieſem Hauſe; gute im eigentlichen Sinne des Worts; alſo freilich nur ſelten große Geſellſchaft.

Ein Familiengeſetz, das einzige, das in Throphranors Hauſe förmlich promulgirt iſt, gebietet Allen und Jeden, die ſich als Mitglieder dieſer Familie angeſehen wiſſen wollen, Milde und Toleranz im häuslichen Kreiſe. Keine Art von Unbändigkeit und Herrſchelei wird hier verziehen. Dafür aber genieſt auch Jung und Alt einer Freiheit, die ſonſt

nicht bestehen könnte. Denn je weniger Einer dem Andern zu imponiren sucht, oder sich vor dem Andern etwas herausnimmt, desto freier bewegen sich Alle um einander herum, und jedes bleibt bei seiner Weise, so weit es billig und recht ist. Nach demselben Gesetze findet sich auch der Fremde in Throphranor's Hause durch keine Art von Convenienz gedrückt, obgleich der strengste Anstand herrscht. Nur dem, der Ursache hat, auf seiner Hut zu seyn, kann es unter Menschen nicht gefallen, die an nichts Arges denken, und die alle, ohne es zu wissen, nicht mit Fleiß, einander gerade in's Gesicht sehen.

Zweite Gruppe.

Die Familie Sebald.

Wer den Familienton in Throphranor's Hause zu idealisch, oder auch, im guten Sinne des Worts, zu vornehm findet, der besuche den glücklichen Sebald. Aber

er muß zur rechten Zeit kommen; nicht, wenn der fleißige Sebald Geschäfte hat; noch weniger, wenn ein Familienfest gefeyert werden soll, zu dem kein Fremder gehört.

Der fleißige Sebald ist ein durchaus braver Mann; aber nichts weniger als ein philosophischer, oder gar poetischer Idealist. Er gehört in der Welt, wie sie ist, mit Leib und Seele zu Hause. Er glaubt zwar auch an eine bessere, meint aber, man komme noch immer zeitig genug hinüber, wenn man gesund und heiter sey, und eine Frau habe wie er. Ein solider Menschenverstand, der sehr hell in der Nähe, nicht weit in die Ferne sieht, kündigt sich in Sebalds ersten drei Worten an, wenn man anfängt, Worte, bei denen sich etwas denken läßt, mit ihm zu wechseln. Worte, bei denen man nichts zu denken pflegt, sind ihm von Grund der Seele zuwider. Er ist rasch in seinem Betragen, einsylbig in seiner gewöhnlichen Art zu reden, und gegen den Menschen, der gelehrt gegen

ihn thut, nicht ohne Feinheit sarkastisch. Er versteht sein Fach, und weiß, daß er es versteht; aber er prahlte um keinen Preis weder mit seinen gemeinnützigen Kenntnissen, noch mit seinen Verdiensten, deren doch nicht wenig sind. Zu einer besondern Cultur der Künste und Wissenschaften fühlt er sich nicht berufen.

Und dieser tüchtige Geschäftsmann, der keine poetische Idee in seinem Fache gebrauchen kann, und folglich auch von keiner etwas hören mag, liebt mit schwärmerischer Herzlichkeit seine treue und freilich auch hübsche Frau.

Regina Sebald ist nun schon funfzehn Jahr eine glückliche Frau. Vor ihrer Verheirathung war ihr Leben nicht erfreulich; aber sie fühlte die Unannehmlichkeiten ihrer Lage nur halb; denn sie war kaum erwachsen, als der rasche und rüstige Sebald, damals noch ein stürmischer, aber durchaus nicht leichtsinniger Jüngling, mit rechtlicher Leidenschaft sie

sich zur Braut ersah, und nicht eher ruhte, bis er ihr Ja davon trug. Aber Sebald hatte kein Vermögen, und Regina war arm. Er hatte gute Aussichten; aber die erste Beförderung, auf die er rechnen durfte, war nicht einträglich. Doch wartete er kaum diese erste Beförderung ab, seine Regina zum Traualtare zu führen. So ganz und gar sich selbst genug, wie dieses junge Paar, war wohl selten eins außer ihnen. Das Glück nahm sie nun weiter auf seine Arme, als ob es so seyn müßte; und Regina wurde und blieb eine vortreffliche Frau. Einem Manne, der höhere Forderungen machte, als Sebald, ließe sie zu Vieles zu wünschen übrig. Aber für diesen Mann ist sie gerade die Frau wie sie seyn soll. Ihre sanfte, heitere, genügsame Seele spricht aus ihrem reinen und stillen Auge, und lebt in ihrem freundlichen, von keiner Leidenschaft bewegten, und doch ausdrucksvollem Gesichte. Man sieht ihr auf den ersten Blick an, daß sie eine herzensgute Frau ist. Und sie freut sich selbst ihrer

Herzensgüte auf eine ähnliche Art, wie ihr Mann seinen soliden Verstand zu schätzen weiß. Sie würde ihm beim ersten Worte nachgeben, wenn sie jemals mit ihm in Disputation gerathen sollte. Aber es kann zwischen diesem Paare nie bis zur Disputation kommen, weil ein trauriger Blick von Reginen sogleich alle Heftigkeit Sebalds niederschlägt. Denn ehe er diese sanfte Seele durch seine Schuld leiden sähe, legte er Hand an sich selbst. Dafür werden seine Wünsche die ihrigen, so wie sie sich nur zeigen. Sie lebt fast nur für ihn, und er nur in ihr. Er schwärmt vor Zärtlichkeit für sie, als ob sie noch seine Braut wäre; aber er hat es gern, daß sie sich ganz nach ihm richtet. Sie liebt ihn ohne die mindeste Schwärmerei; aber sein Glück ist ihre nächste und fast einzige Sorge. Sie ahmt durchaus keine seiner Eigenheiten nach. Ihr ganzes Wesen ist gediegener Natur; aber sein Daseyn gehört zu den ihrigen wie der Sonnenschein zu einem heiteren Tage.

Die Kinder dieſes glücklichen Paares haben ſonderbarer Weiſe ſämmtlich kleine Talente, die den Eltern fehlen. Das eine ſpielt das Clavier; das andere ſingt; das dritte zeichnet ein wenig; und auch die kleinſten ſcheinen über die gemeine Beſchränktheit der Anlagen ſchon hinauszuſtreben. An methodiſche Erziehung wird in dieſem Hauſe nicht gedacht. Aber der Ordnungsgeiſt des Vaters und die Sanftmuth der Mutter halten alle Theile dieſes Familienweſens ohne Zwang in Harmonie und Heiterkeit zuſammen. Die Eltern fühlen ſich nur bei den Kindern, und die Kinder nur bei den Eltern ganz in ihrer Heimath. Was zum Hauſe gehört, iſt gern zu Hauſe.

Das wäre alſo eine Familie von bürgerlichen, faſt klein-bürgerlichen Sitten, ohne allen Anſpruch auf höhere Cultur, und doch wieder, wenn gleich nur in ihrer Art, eine Familie wie ſie ſeyn ſoll. Und was will man denn in der Familienwelt mehr, wenn man nichts

Unmögliches will, als daß jede Familie in ihrer Art, wie jeder Staat, jedes Individuum, und am Ende jedes Ding in seiner Art, so etwas sey, das man ein vortreffliches Ganzes nennt? Dazu gehört aber in einer Hinsicht sehr wenig, und nur in einer andern sehr viel. Selbst Liebe und Achtung, die höchsten aller menschlichen Gefühle, sind nicht mächtig genug, eine Familien-Einheit unter Blutsverwandten zu bilden, und in einem rechtlichen Hause die Schwelle zu einem Tempel der Familienfreuden zu legen. Wer nicht schon weiß, was denn noch mehr dazu gehört, der beobachte die Familien, die wie im Paradiese leben könnten, wenn nur die rechte Familien-Vernunft bei ihnen einziehen wollte, die Vertrauen und wahre Freiheit zu Begleiterinnen, und einen ganzen Schwarm schuldloser Freuden zu ihrem Gefolge hat.

Dritte Gruppe.

Die Familie Lambert.

Der alte Lambert wird von Jedem, der ihn genauer kennen lernt, ſo weit er ſich kennen lernen läßt, als ein Mann von ſtrenger Rechtſchaffenheit geſchätzt. Das Publicum ſpricht freilich nur von dem ſcharfen Verſtande, lieber noch von dem Ehrgeize dieſes Mannes. Sein kalter Ehrgeiz, heißt es, iſt ſein einziges Gefühl. Aber ſelbſt die Feinde, oder vielmehr die Gegner Lamberts, wiſſen nichts Unedles von ihm zu erzählen. Sie ſprechen ſelbſt wider ihren Willen mit einer gewiſſen Achtung von ihm. Man darf auch nur ein einziges Mal Gelegenheit gehabt haben, ihn unter den Seinigen zu beobachten, um der Milde ſeines Betragens gegen ſeine Kinder, und noch mehr der wahren Zärtlichkeit, mit der er ſelbſt den Launen ſeiner kränkelnden Gattinn ſchmeichelt, Gerechtigkeit widerfahren zu

lassen. Nur zeigt sich allerdings auch da, wie überall, wo der alte Lambert sichtbar ist, der Mann, der immer auf seiner Hut ist, seiner Würde und seinem Range nichts zu vergeben. Selbst im Schlafrocke ist er ein Staatsmann.

Der alte Lambert hat in den Jahren des reifen Alters seine Gattinn bloß aus Liebe gewählt. Sie hat ihm weder Vermögen noch einen neuen Titel eingebracht. Und er schätzt doch Vermögen und Titel nicht gering. Sie war schön, hatte eine feine Erziehung erhalten, wußte den Platz einer Frau von Welt mit einer gewissen Feierlichkeit auszufüllen, und war, wie sie es noch ist, in ihrem ganzen Betragen von Herzen sanft. Sie liebte den Mann, dessen Gattinn sie wurde, gerade nicht; aber sie schätzte ihn. Außer seiner Person schätzt sie auch noch die Glorie, in die er sich so einzuwickeln weiß, daß man beim ersten Anblicke kaum unterscheiden kann, was hier Person oder schimmern-

des Kleid iſt. Wenn er ſie „Meine Eliſe" nennt, fühlt ſie ſich ſchon darum vornehmer, weil Er ſie ſo nennt. Seine Ausſprüche ſind Orakel für ſie. Sie amplificirt auch gerne ſeine praktiſchen Lieblingsideen mit aller Umſtändlichkeit der reinen Frauenzimmer-Proſa. Sehr verſchieden ſind nur ihre und ihres Mannes Art, ſich über unangenehme Vorfälle in ihren Angelegenheiten zu äuſſern. Denn ſie klagt gern; er nie. Sie theilte ſich dann gern der ganzen Welt mit, wenn es ſich nur ſchickte; er verſchließt alle ſeine Empfindungen, die angenehmen und unangenehmen, wie ſein Geld und ſeine Papiere. Die gute Eliſe iſt im Grunde ihrem Manne völlig unterthan. Sie hat auch keine Exiſtenz außer dieſem Abhängigkeitsgefühle. Aber der alte Lambert herrſcht über ſie nur durch natürliche Superiorität; nie herriſch; und Beide paſſen in dieſem Subordinationsverhältniſſe vollkommen zuſammen. Eliſens ſanfte Geſinnung kommt ihren Kindern nicht weniger zu Gute, als

ihrem Gatten. Sie ist die sorgsamste, gütigste, immer mit Gedanken an das Glück ihrer Kinder beschäftigte Mutter.

Wie kommt es denn nun, daß man wie von einer kalten Herbstluft angeweht wird, wenn man in den Lambertschen Familienkreis tritt? Wie kommt es, daß von allen Kindern keines weder zu dem Vater, noch zu der Mutter, ein rechtes Zutrauen hat? Liegt die Schuld etwa an den Kindern?

Unter allen Lambertschen Kindern, den Söhnen wie den Töchtern, ist nicht nur kein bösartiges; sie zeichnen sich alle durch eine interessante Liberalität, einige durch die wärmste Gutmüthigkeit, aus. Sie hängen unter einander wie Kletten zusammen; aber sie müssen den Eltern aus den Augen entwischt seyn, wenn ihnen wohl zu Muthe seyn soll. Dann lassen sie ihren Herzen freien Lauf; dann geht es aber auch mit ihren Worten und Werken ein wenig drüber und drunter. Und bei Allem, was sie entweder gemein-

ſchaftlich, oder jedes auf ſeine eigene Rechnung unternehmen, iſt eine Hauptſache, daß es die Eltern nicht erfahren. Erſcheinen ſie aber vor den Eltern, ſo nehmen ſie, ohne zu affektiren, die Miene einer vornehmen Gleichgültigkeit an. Der eine ſieht hier, der andre dort hin. Die Töchter ſetzen ſich ſo gelaſſen an den Nähtahmen, als kennten ſie keine intereſſantere Unterhaltung. Gezwungen nimmt ſich gerade das Ganze nicht aus. Es wird ſogar geſcherzt, wenn der Kreis um die Theemaſchine ſich verſammelt. Aber bei allem Schein der Ungezwungenheit, fühlt ſich die Familie wie geſchnürt. Die Gemüther der Eltern und der Kinder berühren einander, wie Figuren im chineſiſchen Schattenſpiel, ohne Realität. Sie ſtreifen nur an einander vorbei; nähern ſich gegenſeitig, ohne das Bedürfniß der Anſchlieſſung; und trennen ſich wieder, als wüßten ſie nichts von einander. Ein Fremder bleibt in dieſem Zirkel fremd, und wäre er der älteſte Bekannte vom Hauſe.

Wo fehlt es denn also der Familie Lambert? Nicht an dem, was die Mitglieder dieser Familie vermissen, sondern an dem, was sie leider! nicht einmal vermissen. Von Familien-Vernunft hat man im Lambertischen Hause keine Ahndung. Denn wenn man nur begriffe, wie sich enge verbundene Menschen einander nähern müssen, wenn sie eine moralische Einheit bilden wollen, so wäre die Ausübung der Grundsätze, die dann Familiengesetze werden müßten, ein Leichtes. Aber gewisse Dinge begreift man nicht, wenn man nicht fühlt, wo es fehlt. Der alte Lambert ist eher ein zu nachgiebiger, als zu strenger Vater, aber sein häuslicher Ton ist, wie sein Welton, herzlos. Nie giebt er sich einer Empfindung hin. Nie überschreitet er in seinen lebhaftesten Ausdrücken, einen Conventions-Zirkel, in welchem die Circumspection die erste Tugend ist. Er spricht freundlich mit seinen Kindern; aber seine Kinder horchen nur auf, um zu merken, wo er hinaus will. Denn sie

wiſſen ſchon, daß er immer ein Ziel im Auge hat, das ſie ſchlechterdings noch nicht intereſſirt. Um dieſes Ziel in ſeinen Gedanken drehen ſich denn ſeine häuslichen Fragen und Antworten. Beſonders ſchweben ihm die Beförderung der Söhne, die Ausſtattung der Töchter wie gemahlt vor, wenn er ſeine Kinder nur anſieht. Eine fröhliche Gegenwart iſt ihm viel zu kleinlich. Innige Mittheilung, auch des zufälligſten Gedankens, iſt ihm ſo fremd, wie ein unanſtändiges Lachen. Alle Freude iſt in ſeinen Proceduren — denn ſein ganzes Thun und Laſſen iſt Procedur — immer nur Mittel zu einem anderweitigen Zwecke. In dieſem Sinne moraliſirt er denn auch ſehr verſtändig, und eben ſo kalt. Seine Kinder hören ihn an, wie einen Prediger, der die Honneurs der Moral macht. Sie kneipen auch wohl einander in die Beine, während er gute Grundſätze vorträgt.

Die gute Eliſe fährt gewöhnlich fort, die Kinder zu ermahnen, wenn der

Vater aufhört. Dann aber nimmt auch das Gähnen sogleich überhand, und die Ungeduld bricht durch. Die moralischen Schriften, in denen die gute Elise sehr bewandert ist, werden in ihrem Munde zu einem Fluidum, das sich zwar klar genug, aber auch so strömend ergießt, daß die Söhne wie aus einer Ueberschwemmung davon eilen, ehe die Moralistinn noch mitten im Texte ist. Zu dieser Flucht findet sich denn auch immer ein Vorwand. Die Töchter aber müssen aushalten, bis zum letzten Tropfen des Amen.

Es ist ein Glück, daß sich die ganze junge Welt in diesem Eiskeller der Grundsätze zu stolz zur Heuchelei fühlt. Sie wäre sonst verloren.

Vierte Gruppe.

Die Familie Gabriel.

Madame Gabriel hat freilich schlimme Zeiten erlebt; und ihr Mann arbeitet in

der Hoffnung, den Verluſt, den Beide an ihrem Vermögen erlitten haben, zu erſetzen, oft umſonſt. Aber Beide waren nie verarmt; nur blieben ſie nicht reich; und daß ſie noch immer nicht wieder reich ſind, können ſie gar nicht verſchmerzen. Darum hängen Jung und Alt in dieſem Hauſe die Köpfe, als ob das Elend unabläſſig mit ausgebreiteten Flügeln über ihnen ſchwebte, oder als ob der ſtarke Wille und die geſunde Vernunft in menſchlichen Gemüthern nicht einmal ſo viel vermöchten, wie die Natur auf einem Kornfelde in den gebeugten Halmen, die ſich denn doch nach dem Hagelwetter wieder aufrichten, wenn ſie nur nicht zerknickt ſind.

Herr Gabriel würde ſich vielleicht längſt wieder aufgerichtet haben, wenn er Mann genug wäre, ſich zu ermannen. Aber wenn ſeine Frau klagt, muß er ſeufzen; und wenn ſie ſeufzt, ringt er die Hände. Was hilft dem braven Mann ſein gutes Herz? Er trägt ſich damit, wie mit einem Sacke auf dem Rücken.

Was hilft ihm ſein heller Menſchenverſtand? Er ſchauet damit trübſelig und ſtarr vor ſich hin, und doch mit ſo geſpanntem Ernſt, als ob er durch ein Bret ſehen wollte. Er müßte eine Frau haben, auf die er ſich ſtützen könnte; und er hat eine Frau, die ſich auf ihn ſtützen will. Ihr Bedürfniß iſt denn freilich in eben dem Grade weiblich, wie das ſeinige unmännlich iſt. Aber ihr endloſer Mißmuth iſt nichts weniger als weiblich. Denn das Weib, das natürlich empfindet, iſt weit empfänglicher für kleine Freuden, als der Mann; es wird im Streite mit dem Schickſal weit weniger verwundet, weil es den unvermeidlichen Streichen eher weicht, und nicht ſtarrſinnig widerſteht. Ein Weib, das natürlich empfindet, fügt ſich weit leichter, als ein Mann, ſelbſt in widrnatürlichen Lagen. Die weibliche Biegſamkeit kommt ihr mächtig zu Hülfe. Aber Madame Gabriel gefällt ſich in ihrer Schwermuth. Wüßte ſie nur, wie wenig ſie eben darum Andern gefällt!

Wir wiſſen Alle, daß es eine intereſſante Schwermuth giebt. Wenn ein ſanftes Antlitz durch Thränen lächelt, und mit edler Ergebung den Schmerz ſelbſt bekämpft; oder wenn ſich ein tiefgefühlter Ernſt in ſtille Verſchloſſenheit aus dem Kampf gegen das Schickſal zurückzieht, ohne zu murren; ſo etwas flößt auch dem gleichgültigen Zuſchauer ein Intereſſe ein, das den Leidenden ehrt. Aber von dieſer Art iſt die närriſche Melancholie der Madame Gabriel nicht. Die achtungswerthe Frau — denn Achtung verdient ſie aus andern Gründen — glaubt, mit Anſtand und Würde zu leiden, weil ſie ſich mit einer tragiſchen Feierlichkeit verträgt, und nicht, wenn ſie über ihr Schickſal ſpricht, ſo kläglich da ſitzt, wie ihr Mann, der in ſolchen Augenblicken nicht mehr Tragiſches an ſich hat, als ein Vogel, der ſich mauſet. Aber Madame Gabriel verhehlt ſich ſelbſt die ſchleichende Erbitterung gegen das Schickſal, die doch aus allen ihren Aeuſſerungen

ſpricht, und die aller weiblichen Liebenswürdigkeit widerſpricht.

Wer wollte ſein Mitleid an Menſchen verſchwenden, die nur Vernunft anzunehmen brauchten, um glücklich zu ſeyn? Aber deſto innigeres Mitleid verdienen die gutartigen Kinder dieſes mißmüthigen Ehepaars. Sie wären ſo gern fröhlich und guter Dinge! Denn es fehlt ihnen nichts; und ihren Eltern fehlt, ſo viel ſie davon verſtehen, auch nichts. Aber ſie ſehen, daß ihre Eltern keine heitern Geſichter leiden können. Sie hören Tag vor Tag Lamentationen über das Schickſal. Sie werden zum knechtiſchen Fleiß mit einer Aengſtlichkeit ermahnt und angehalten, als ob ſie morgen verhungern müßten, wenn ſie nicht heute oder morgen ſo und ſo viel Vocabeln auswendig lernten. So ſchleichen ſie mit langen Geſichtern, trübſelig und irre in ſich ſelbſt, als ob ſie bei dem heiterſten Wetter unter ſchweren Regenmänteln ſchwitzten, zu ihrer Pflicht. Wenn ſie jemals dieſe Pflicht

lieb gewinnen lernen, können ſie von ſeltenem Glück ſagen.

Fünfte Gruppe.

Die Familie Wilibald.

Schmollwinkel nennt einer unſrer Sprachreformatoren die Boudoirs in eleganten Häuſern. Im Wilibald'ſchen Hauſe findet ſich kein einziges Boudoir. Aber das ganze Haus iſt ein Schmollhaus.

Können oder wollen dieſe ehrlichen Leute einander nicht verſtehen? Herr Wilibald iſt denn doch kein Werther, der in ſich ſelbſt verkümmern muß, weil er im Hoch- und Tief-Gefühl ſeiner poetiſchen Weltanſchauung über Alles, was außer ihm einen Kopf hat, hinaus ſieht. Noch weniger iſt er ein Tranſcendental-Ideal-Philoſoph, der die ganze Welt als eine Erſcheinung aus ſich ſelbſt heraus conſtruirt, und ſich deßwegen mit keinem

Menſchen verſtändigen kann, der, wie Madame Wilibald, auf einem ſchlechthin empiriſchen Standpunkte ſtehen bleibt, wo man die Dinge ſo nimmt, wie ſie eben ſtehen und liegen. Herr und Madame Wilibald raiſonniren, ohne zu philoſophiren, ſehr verſtändig mit einem Dritten, aber ja nicht mit einander. Herr und Madame Wilibald freuen ſich, ohne alle Poeſie, ihres Wohlſtandes und alles Guten, das ihnen vom Glücke beſcheert iſt, allenfalls mit der ganzen Welt, nur nicht mit einander. Und doch haben ſie einander weder aus Schwärmerei, noch aus Eigennutz, ſondern, ſo viel man weiß, einzig und allein in der lobenswerthen Abſicht geheirathet, durch einander glücklich zu werden.

Es iſt in der Regel eine exemplariſche Sache um die Heirathen aus lobenswerther und von keiner Leidenſchaft determinirten Abſicht. Aber wer rechnet, muß wohl zuſehen, daß er ſich nicht verrechne; und wer ſein Glück auf das Facit eines Rechnungsexempels baut, und darnach

die Melodie des ſchwelgenden Herzens intonirt, muß auch von dem Herzen, das er nach ſeinem Facit erwerben will, keinen ureigenen Liebesklang erwarten. Wer auf ſolchem Boden ernten will, muß ſäen. Glücklich durch eine enge Verbindung zu werden, die der ruhige Verſtand geſtiftet hat, giebt es kein anderes Mittel, als das Weſen, mit dem man in eine ſolche Verbindung getreten iſt, glücklich zu machen. Glücklich zu werden durch ſeine Frau, hat Herr Wilibald noch immer unbeſchreibliche Luſt, aber, ſie glücklich zu machen, nicht die mindeſte. Und gerade ſo geht es ihr mit ihm.

Was der Verſtand angefangen hat, muß er auch, wo nicht vollenden, doch fortſetzen, ſo gut er kann; oder er macht ſeinem Beſitzer wenig Ehre. Mit ſtürmiſchen Bedürfniſſen kann es der Menſch nicht immer halten, wie er will; und in einen Unfug, den eine Leidenſchaft verübt hat, hinterher eine Art von Ordnung zu bringen, iſt gewöhnlich ein ſchweres

Problem. Aber Herr Wilibald wurde von keiner Leidenschaft geblendet, als er sich seine Gefährtin ausersah. Hat er sich dennoch in seiner Wahl betrogen, so muß er jetzt wie ein guter Haushalter mit dem Loose auszukommen suchen, was er als ein bedachtsamer Calculator freiwillig gezogen hat. Es bedürfte dazu nur eines sehr geringen Aufwandes von Selbstverläugnung. Nur entgegenkommen dürfte er der guten Frau, die sich mit exemplarischer Nachgiebigkeit in seine Wünsche fügen würde, wenn er ihr nur die Ehre erzeigte, sich diese Wünsche deutlicher merken zu lassen, und ihr, wenn sie etwas nach seinem Sinne gemacht hat, recht freundlich zu danken. Aber Herr Wilibald will errathen seyn. Geräth Jemand, der ihm dienen will, auf eine falsche Spur, so dankt er mit Sarkasmen. Seine Frau versteht sich auf das Errathen überhaupt nicht sonderlich, am wenigsten, wo sie schüchtern gemacht ist. Nur freundlich dürfte der gestrenge Herr sie ansehen, wenn sie ein

verſtändiges Wort mit ihm reden will. Aber je freundlicher ſie ſich naht, deſto trockner bewillkommt er ſie. Er glaubt, in einer vernünftigen Haushaltung ſey die äußere Zärtlichkeit bloße Manier, von der er kein Freund iſt; und ein zuvorkommendes Lächeln hält er für Ziererei. Da ſitzt er nun, wie billig, der ſonſt verſtändige und wohlwollende Mann, unter den Seinigen wie verlaſſen! Seine Frau dankt Gott, wenn ſie ihm nur ausweichen kann. Und die Kinder hängen ſich an die Mutter wenn der Vater nicht zuſieht.

Ganz zu entſchuldigen iſt Madame Wilibald auch nicht. Sie hätte nicht trotzig werden ſollen, als es mit ihren erſten Verſuchen, ſich dem Manne anzupaſſen, der nun einmal der ihrige war, nicht gelingen wollte. Jetzt weicht er ihr aus, wie ſie ihm, weil ihm ihr trotziger Ernſt noch unleidlicher iſt, als ihr ſeine Kälte. Aber ſie thäte doch gern zehn Schritte nach ſeinem Sinne, wenn er nur einen nach dem ihrigen thäte.

Sechste Gruppe.

Die Familie Lucius.

Wenn beim alten Lucius Gesellschaft ist; welche Munterkeit! Welches Leben! Dann sollte man glauben, die Freudenquellen sprudelten in diesem Hause wie der Champagner, der an der festlichen Tafel des alten Lucius nicht gespart wird, oder wie der Witz, der dann nachströmt, und gewöhnlich mouſſirt. Aber man beobachte das Mienenspiel, daß die Familiengeschichten, so viel ihrer zur Familie Lucius gehören, selbst unter Fremden gegen einander fortsetzen. Wie eins das andere hütet!

Mit der Fröhlichkeit ist es Allen ein Ernst in dieser Gesellschaft, und denen vom Hause am meisten. Blieben nur zum Glück der Hausgenossen die Fremden immer da! Aber so wie sich diese entfernt haben, fällt der Vorhang. Das Schauspiel ist vorüber. Das Gesellschaftstheater ist nun nur noch ein Ge-

rüſt, und keine Welt mehr. Und ehe noch das Geſellſchafts-Coſtum abgelegt iſt, nehmen die Geſichter wieder ihre Familien-Tendenz an. Keins lächelt mehr dem andern zu. Kein lautes Wort wird mehr geſprochen. Jung und Alt winden ſich verdrießlich um einander herum. Nur den Hausvater hört und ſieht man noch mächtig über die Seinigen herrſchen.

Herr im Hauſe will der alte Lucius ſeyn, und ſollte er Frau und Kinder an Ketten legen. Er, der gutmüthige, jovialiſche, allen Freuden des Lebens zugethan, unter Fremden bis zur Ausgelaſſenheit fröhliche Mann, wandert, wie ein Polarbär unter Eisſchollen, brummend in ſeinem Hauſe und unter eiskalten Angehörigen umher, die aber nur gegen ihn ſo kalt, weil es ihnen übel bekommen würde, wenn ſie ſich merken ließen, daß ſie ihn lieber ſchmeichelten und ſich mit ihm freueten, wofern er es allergnädigſt erlaubte. Iſt denn der Mann ſo einfältig, daß er ſeinen eignen

Vortheil nicht besser versteht? Gewiß nicht. Sein Verstand ist nur von der wunderlichen Art. Ihm liegt nichts an dem Unterschiede zwischen Scheinen und Seyn, wenn nur Alles so zu seyn scheint, wie er es haben will. Der alte Lucius fühlt, daß er im Grunde gar nicht herrschen kann. Sein Aeußeres ist nichts weniger als imponirend, und seine natürliche Weichherzigkeit macht ihn zum Fangball derer, die sich einen Einfluß auf ihn erworben haben. Ueberdieß ist er furchtsam. Wer die Kunst versteht, ihn in Schrecken zu setzen, kann ihn aus einem Winkel in den andern treiben. Alles dieß kann er unmöglich sich selbst verhehlen, wenn er sich besinnt; aber eben darum will er sich nicht besinnen. Er will kurz und gut souveräner Gebieter über die Seinigen seyn; und weil ihm der Zepter aus der Hand fallen würde, sobald er ihn mit wahrer Würde trüge, schwingt er ihn wie einen Knotenstock über den Häuptern aller derer, die er sich als seine Untergebenen denkt. Nun

kann er doch ungeſtört ſich einbilden, er ſei Herr im Hauſe, und nichts geſchahe im Hauſe ohne ſeinen Befehl, während das Gegentheil von dem, was er befohlen hat, unausbleiblich geſchieht, ſobald er nur den Rücken wendet.

So viel Köpfe in der Familie Lucius, ſo viel Sinne. Nicht zwei theilen ſich unbefangen einander mit. Jeder hat immer ſein geheimes Plänchen für ſich. Aber wenn es gilt, den gebietenden Hausherrn zu täuſchen, dann ſind die ſämtlichen Mitglieder der Familie Lucius Ein Herz und Eine Seele.

Wer dem ganzen Hausweſen eine etwas erfreulichere Wendung geben könnte, wäre Madame Lucius, wenn ſie ſich früher in Poſitur geſetzt hätte, und wenn ſie nicht noch furchtſamer wäre, als ihr Mann. Sie iſt eine Frau von gebildetem Verſtande. Sie wird von ihren Kindern geſchätzt und geliebt. Aber ihrem Manne die Stirn zu bieten, vermag ſie ſo wenig, als, ihn nach ihrem Sinne unvermerkt umzulenken. Ihr Wille iſt

nun einmal dem seinigen unterthan; und sie fügt sich in ihr Schicksal.

O gesunde Familien-Vernunft! Stilles, gegenseitiges Aufmerken auf gegenseitige Bedürfnisse; richtige Schätzung der Beiträge, die jedes Mitglied der Familie zum gemeinschaftlichen Fonds des Lebensgenusses abliefern kann; sorgfältiges Vermeiden alles dessen, was den Geist der Eintracht verscheucht; und sorgfältige Pflege dieses und des Geistes der Ordnung ohne Zwang, der Freiheit ohne Selbstsucht! Wo du in einer Haushaltung fehlst, du schönste Tochter der allgemeinen praktischen Vernunft, da mögen Rechtlichkeit und Gutherzigkeit noch so viel Arme ausstrecken; es giebt doch keine wahre Umarmung, keine wahre Familienfreude.

IV.

Die neue Turandot.

Aus
Langermanns Pulte
von
Friedrich Laun.

Die neue Turandot.

Erſtes Kapitel.

An der reichen Tochter des geheimen Raths von Grünau war den Leuten vieles nicht recht. Schon an ihrer Schönheit zweifelten manche Frauen. Verſtand und Witz ſollten ihr ebenfalls nicht zu Gebote ſtehen. Am meiſten war man mit ihrem Herzen unzufrieden. Man ſprach von Koketterie, von Eroberungsſucht. Man erzählte, wie Emilie dieſen und jenen durch ihr Wohlwollen zum Bewerben um ihre Hand verleitet hätte, bloß um das Vergnügen zu haben, ſie ihm verſagen zu können. Der Hof wußte ſogar, daß das Fräulein von Grünau mit einigen Cavalieren ſchon halb und halb ver-

sprochen gewesen wäre, ehe sie sich von ihnen los gemacht hätte.

Man spottete und ersann tausend Geschichten. Ihre abgewiesenen Anbeter traten zu den Spötterinnen über. Die Spötterinnen hatten ihre Anbeter ebenfalls, und der elende Einfall, Emilien Prinzessinn Turandot zu nennen, wurde fast vom ganzen Hofe so wohl aufgenommen, daß man sich bald hinter ihrem Rücken keines andern, als dieses Namens zu ihrer Bezeichnung bediente.

Prinzessinn Turandot! hieß es eben wieder eines Abends als sie in eine Gesellschaft trat. Doch suchte man die Sache durch allerley Wendungen zu beschönigen, sobald man gewahr wurde, daß es dem geheimen Rath von Grünau zu Ohren gekommen seyn müßte. Allein gerade diese Wendungen verdarben Alles. Denn wenn der geheime Rath anfangs noch zweifelhaft gewesen war, auf wen der Name gehen sollte, so hatte er nun

gar keine Zweifel mehr, daß seine Tochter darunter verstanden würde.

Zweites Kapitel.

Emiliens Vater hatte eine entschiedne Vorneigung für alles Gewohnte. Daher war es ihm auch sauer angekommen, seine Amtsgeschäfte aufzugeben. Allein eine Verdrüßlichkeit mit dem Erbprinzen verleidete sie ihm, eine Verdrüßlichkeit, die bei dem sehr kränklichen Zustande des alten Fürsten heute oder morgen von Folgen hätte seyn können. Seine Liebe zu dem Gewohnten ging so weit, daß er vielleicht selbst in seiner betrübten Ehe das Unglück vermißt haben würde, wenn ihm seine Dienstgeschäfte erlaubt hätten, ihr mehr zu leben. Sicher wäre er dann liebenswürdig genug geworden, um es die (nun verstorbene) Gemahlinn vergessen zu machen, daß die beiderseitigen Eltern das Herz des Paars bei dieser Ehe gänzlich außer Acht gelassen hät-

ten, und nur auf das äußere Band zwischen zwey angesehenen Familien bedacht gewesen waren.

Sein jetziges Leben in einem von der Stadt ziemlich entfernten Gartenhause, war dem geheimen Rathe nun ebenfalls schon zur andern Natur geworden. Emilie war ihm alles, Die einzige Blüte seines einsamen Lebens. Er sah indessen wohl ein, daß die Sache wie sie jetzt war, keinen Bestand haben könnte; daß seine süße Gewohnheit durch eine Verheirathung Emiliens den härtesten Stoß erleiden würde. Er gerieth mit sich selbst in Streit darüber, ob er Emilien eine baldige gute Parthie oder den zeitherigen Zustand wünschen sollte, in dem sie sich sehr zu gefallen schien. Eine Parthie! sprach seine Liebe zu ihr, doch seine Eigenliebe hatte ihn immer abgehalten es gegen sie zu äußern. Mehrmals war es sein Vorsatz gewesen, wenn Emilie einen Anbeter förmlich verabschiedete. Er hatte sie auf die Zeit verweisen wollen, wenn

er gestorben und sie verlassen seyn würde; aber die Rede war ihm nicht vom Munde gegangen.

Einen Freund, der ihn von dem Anstoße, den seine Tochter gab, unterrichtet hätte, besaß er nicht, und die Ahndungen davon, welche sich dem Kenner des Hofes aufdrangen, wieß er unter allerlei Vorwänden zurück, bis ihn iezt die Gewißheit aus dem Schlummer riß, und die Pflicht mehr als jemals aufforderte, mit Emilien über den Gegenstand zu sprechen.

Drittes Kapitel.

Der geheime Rath fuhr mit seiner Tochter sehr zeitig aus der Gesellschaft. Aus seiner Einsilbigkeit im Wagen machte diese nun zwar nicht viel, denn die war ihr nichts Neues. Daß aber ihr Vater auch, wie er schon im Hauskleide neben ihr saß, noch so wortkarg blieb,

das war etwas sehr Ungewöhnliches. Emilie fragte schmeichelnd nach der Ursache, und ob sie ihm Anlaß zum Mißvergnügen gegeben habe?

„Du nicht liebes Kind!" erwiederte er, hingerissen durch ihre Liebkosungen. „Doch ja, auch du," setzte er nach einer kurzen Pause hinzu.

Emilie erschrak und er erzählte, daß man in der Gesellschaft ihr Verschmähen so manches Bewerbers sehr bitter bespöttelt habe.

„Nichts weiter?" rief sie frohlockend. „Das ist mir wohl bekannt."

Der Vater sah sie mit Kopfschütteln an.

„Sollte ich mich darüber grämen, bester Vater? Liegt mir denn etwas an den Leuten, so lange sie mir ihre Liebe erhalten?"

„Spott verletzt immer meine gute Emilie.“

„Auch der ungerechte?“

„Wenigstens hat er Dich das Mal in mir gekränkt.“

„Haben Sie mir doch noch gar nicht gesagt, bester Vater, worin er bestand?“

„Einen Beinamen hat man Dir gegeben.“

„Doch wohl nicht Turandot?“

„Wie, du weißt schon“ —

„Mein Gott, das wußten Sie noch nicht? Die langweiligen Menschen! Also immer noch keinen neuen? Es ist nun schon ein volles Vierteljahr, daß der Graf Reinsdorf ihn erfunden hat, weil wir diesen Grafen hier nicht mehr brauchen konnten.“

Der geheime Rath schüttelte stärker mit dem Kopfe und fragte dann: „Weißt

du denn auch worauf der Name ſich bezieht?“

„Als ob Sie mir's heute erſt aus Gozzi vorgeleſen hätten! Turandot iſt die närriſche Prinzeſſinn welche aus Abneigung gegen die Sklaverei der Weiber in der Ehe, jedem Bewerber einige ſchwere Räthſel vorlegt, und im Fall er ſie nicht erräth, ihm kurz und gut den Kopf abſchlagen läßt. Räthſel habe ich nun meinen Anbetern keine aufgegeben, als mich ſelbſt, und mich, das iſt wahr, verſtanden ſie immer nicht. Deshalb aber iſt mir's nicht im Traume eingefallen, ihnen einen Kopf abſchlagen laſſen, den ſie meines Erachtens, ſchon verloren hatten. Sie ſehen alſo mein Vater, wie wenig der Name Turandot ernſthaft genommen, auf mich paſſen möchte, und daß ich ihn mit der vollkommenſten Gemüthsruhe ertragen kann. Als Scherz indeſſen iſt der Vergleich ſo gar übel nicht, und ich würde damals gewiß die erſte geweſen ſeyn, ihn zu verbreiten, wenn der Witzmacher

die Sache nicht allzusehr auf eigne Kosten betrieben hätte. Mein Mädchen, die mir gewöhnlich ungefragt solche Nachrichten hinterbringt, wird sich noch erinnern, was ich mich damals, als sie mir sagte, daß ich zur Turandot geworden sey, über diese Standeserhebung gefreut habe."

„So gar laut, Emilie kann die Aeusserung Deiner Freude doch nicht gewesen seyn. Sonst wäre mir wohl durch sie wenigstens, das zu Ohren gekommen, was ich dem Vertrauen meiner Tochter noch lieber verdankt hätte."

„Auf mein Wort" sprach Emilie nun im ernstesten Tone, „die Sache hat mich nicht im Mindesten gerührt, und ich würde Ihnen davon gesagt haben, wenn ich die Unterhaltung gern auf solche Jämmerlichkeiten hinleitete."

Viertes Kapitel.

Hier hob sich das Gespräch durch des geheimen Raths Aufstehen, und wenn Emilie schon merkte, daß es nur abgebrochen, nicht beendigt seyn konnte, so hatte ihr doch die Bitterkeit in dem Tone des Vaters eine gewisse Härte eingeflößt, die sie von der Aufforderung, daß er's beendigen möchte, zurückhielt. Mit dem Morgengruße trat indessen die gewohnte Herzlichkeit wieder ein. Die Nacht war beiden ungewöhnlich lang geworden, und hatte in dem Vater wie in dem Kinde das Bewußtseyn des eignen unrechten Benehmens erzeugt, das bald möglichst wieder gutgemacht werden müsse.

Emilie sahe erst ein paar Mal liebreich auf ihren Vater, und drückte ihm die Hand. Beides ward von ihm erwiedert. Endlich fing sie an:

„Sie mochten wohl gestern Abend noch etwas auf dem Herzen haben, bester Vater?“

„Haſt Du's doch gemerkt, Emilie? Das wußte ich wohl. Wir verſtehen uns ja ſonſt immer. Wodurch hätten wir einander auf einmal ſo unverſtändlich werden ſollen? Ich wollte geſtern das noch ſagen, liebes Kind: Es iſt recht gut, daß Du nicht ſo von der Leute Meinung abhängen willſt, wie viele Andre, die bloß dieſe Meinung für ihr Geſetz erkennen. Das gerade zeugt von einem beſſern Geſetz in Dir ſelbſt. Aber ſo ganz verächtlich ſollteſt du das Urtheil der Leute auch nicht anſehen, weil es gewöhnlich mehr als die Eigenſchaften eines Menſchen, den Ruf deſſelben entſcheidet. Wer weiß was ſchon jetzt — „Er zuckte die Achſeln.“ Verläumderiſche Gerüchte bringen gemeiniglich zu allerletzt zu den Ohren der Verläumdeten!“

„Wenn ich“ Emilie ergriff dazu feierlich die Hand ihres Vaters, „wenn ich nur in meiner und dieſer Bruſt einen Schutz gegen die Verläumdung behalte, ſo iſt es gut.“

„Gut wohl, meine Tochter, sehr gut, aber nicht hinreichend, selbst, wenn man die Menschen entbehren kann, nicht hinreichend. Denn wen kränkte nicht zuweilen auch das Unverdiente? Ich habe manche Erfahrung gemacht, glaube mir's. Ich will Dir auch jetzt die ganze, Dir zugedacht gewesene moralische Vorlesung erlassen, die hier vielleicht nicht am unrechten Platze stünde. Eins darf indessen nicht unberührt bleiben, das Harte: daß Du zuweilen wohl zu liebreich mit Männern umgegangen bist, die nachher den Laufpaß bekamen."

„Sie können Recht haben, mein Vater, doch bedenken Sie auch meine Erziehung. Bis zum funfzehnten Jahre in der tiefsten Einsamkeit bei meiner Mutter, gerieth ich nach ihrem Tode auf einmal in die große Welt. Ich wußte von dieser zu wenig, um nicht durch eine schöne Rede, oder eine gleissende That eingenommen zu werden. Wenn sich nun aber fand, daß Rede oder That nicht aus dem

Herzen gekommen war, wie da? Sollte das meinen Entſchluß nicht ändern?“

„Dagegen möchte freilich wenig einzuwenden ſeyn. Allein, auch davon abgeſehen, wirſt Du wohl thun, liebes Kind, Deiner zwar anſtändigen, doch dir ſelbſt äußerſt nachtheiligen Natürlichkeit unter Fremden einige Grenzen zu ſezzen. Es zeugt freilich von gänzlicher Verwirrung der Begriffe, daß man gerade das Natürliche Koketterie zu nennen verleitet wird. Doch die Geſellſchaft iſt nun einmal ſo verderbt, und ich bin überzeugt, daß mancher Deiner Blicke, ja das ganze Benehmen grobe Misdeutungen erfahren haben. Und daß nicht bloß von ſchlechten Menſchen. Wer weiß, ob ich nicht ſelbſt zuweilen irre geworden wäre, wenn ich Dich weniger gekannt hätte. Darin iſt doch Deine gute ſelige Mutter nicht vorſichtig zu Werke gegangen. Sie hätte Dich mehr von der Geſellſchaft unterrichten ſollen. Auch ſcheint ſie Deine Forderungen an den künftigen Lebensge-

fährten zu hoch gespannt zu haben. Welchen Nutzen konnte sie sich davon versprechen?"

„Ist es kein Nutzen, dem Schaden zu entgehen? Und wie entsetzlich eine unglückliche Ehe sey, das konnte meine gelichte Mutter wohl beurtheilen!"

Emilie milderte diese Rede durch einen herzlichen Kuß.

„Freilich" seufzte der geheime Rath, „konnten wir das Beide Deine Mutter und ich; — Doch Friede mit ihrer Asche! denn sie war wenigstens so gut als ich, wenn wir auch nur selten mit einander übereinstimmten."

„Wir werden also wohl für immer so einsam beisammen bleiben!" sprach der geheime Rath mit Wehmuth, nachdem er Emilien eine lange Weile betrachtet hatte.

„Und warum denn nicht? Zeither ſchmeichelte ich mir immer, daß dies dem beſten Vater genug wäre!“

„Aber auch Dir genug? Ich bin alt und werde Dich bald verlaſſen müſſen. Wen wirſt Du dann haben!“

Emilie verſchloß dem Vater den Mund mit ihrer Hand, und wandte das Geſicht unwillkührlich aufwärts. Der geheime Rath preßte ſie an's Herz. Dann wollte er wieder von ſeinem Tode anfangen, aber ein Blick aus dem naſſen Auge der Tochter verhinderte ihn.

Das Rührende löſte ſich allmählig in ruhige Fröhlichkeit auf und Emilie, um doch etwas für den Vater zu thun, verſprach am Ende, ſich künftig in Geſellſchaft mit ihrem freundlichen Weſen auſſerordentlich in Acht zu nehmen.

„Ich werde ja ſehen!“ erwiederte der geheime Rath lächelnd.

„Gewiß!“ versetzte Emilie. Noch diesen Abend sollen Sie's sehen, lieber Vater Hier! meine Hand! Sie wissen wohl, daß ich diese in zweifelhaften Fällen nicht zum Pfande gebe.“

„Diesen Abend? — Ja bald hätte ich den ganzen Ball des Ministers vergessen.“

Fünftes Kapitel.

„Daß Sie auch so an den Spieltisch gebannt seyn mußten, lieber Vater!“ sagte Emilie bei dem Balle, als der geheime Rath nach einigen Stunden auf sie zukam, und ihr mit einem fragenden Lächeln die Hand über die glühende Wange strich.

„Wer soll mich nun loben?“ setzte sie hinzu. „So viel kann ich versichern, daß ich mich ganz musterhaft benommen habe, und der Mensch, der dasmal auf meinem Betragen Hoffnungen geschöpft

hat, der wird sich auf dieser Welt noch oft in seinen Hoffnungen betrogen finden. Sie hätten Zeuge seyn müssen, Väterchen."

„Von nun an wenigstens werde ich's seyn. Ich bin des Spiels müde. Wirst Du noch viel tanzen?"

„Bis jetzt ist kein Tanz ohne mich vollbracht worden, auch kann ich Ihnen aus meiner Engagementsliste beweisen, daß ich für alle künftigen ebenfalls angeworben bin. Ihre Prinzessinn Turandot muß doch noch nicht so viel Grausamkeit an sich haben, denn außerdem würde man sich ja keine solchen Bitten unterstehen! Aber Väterchen, hat man an Ihrem Spieltische noch nichts von dem fremden schönen Tänzer gehört? Der Saal wenigstens ist seinetwegen in völligem Aufruhr. Ich allein habe diesen Tausendkünstler, leider, nur von weitem gesehen. Immer bin ich von meinem Unstern in die andre Colonne geführt wor-

den. Bedauern Sie mich doch ein wenig, lieber Vater, bitte, bitte.“

„Muthwilliges Mädchen!“

„Ach, sehen Sie, der dort ist es, das ist der schöne Tänzer. Er sieht auch außerdem nicht übel aus, nicht wahr? Und wie vortheilhaft trägt er sich.“

Sie mußte noch eine Bemerkung unterdrücken, weil der Tänzer wirklich nicht nur sein Auge, sondern auch seine Schritte nach ihr richtete.

„Dürfte ich hoffen einen Schottischen von Ihnen zu erhalten? fragte der junge Mann.

„O ja!“ antwortete Emilie schnell. „Gleich den nächsten, wenn sie ihn wollen.“

„Den nächsten? wiederholte der Fremde etwas bedenklich.“

„Oder den darauf folgenden“ fiel sie ein, „wenn Sie zum nächsten schon eine Tänzerinn haben.“

Dies läugnete der Tänzer und sagte, daß er den drauf folgenden engagirt wäre, sie aber für den nächsten beim Worte halten würde. Ein bedeutendes Lächeln begleitete seine Rede.

„Wie, war das Emilie?“ fragte der Vater, als sich jener wieder entfernt hatte.“ Ich glaubte, du wärst schon für den ganzen Ball versagt?“

„Freilich,“ stotterte sie, „aber — Sie sahen ja wohl —“

„Was sah ich?“ fragte der geheime Rath mit ernstem Auge.

„Sie hören ja wohl, wollte ich sagen. Sie hören ja selbst immer die Klage mit, daß es jetzt so wenig gute Tänzer giebt. Soll man denn nun auch noch so einen weißen Sperling wegscheuchen? Das geht doch wahrhaftig nicht.“

„Emilie, Emilie, jetzt bin ich Zeuge gewesen!“

„Das ist eben zu bedauern, Väterchen, daß sie so zur Unzeit kommen müssen. Vorhin hätten Sie da seyn sollen. Aber ewig währen dergleichen Anstrengungen freilich nicht. Man muß sich auch wieder natürlich zeigen dürfen, und der Mensch, dem ich den Tanz versprochen hätte, ist so etwas schon an mir gewohnt. Er war vor kurzem noch mein Anbeter. Mit meinem Herzen könnte er indessen gar nicht zu Stande kommen, und mit meiner Hand ging es ihm gerade wie mit dem Tanze. Doch nein, dabei war noch der Unterschied, daß ihm der Tanz schon wirklich zugesagt war, die Hand aber niemals."

Hier wurde der geheime Rath unwillig. Er bestand darauf, daß Emilie das Versprechen an den Fremden, als eine Uebereilung widerrufen solle, und machte auf ihr Weigern Miene, den Widerruf selbst zu besorgen.

„Aber" rief Emilie, ein wenig auflodernd „ich soll auch gar nichts gegen

meine Feinde vornehmen. Ich bin ja zu dieſem Tanze eben mit demſelben Grafen von Reinsdorf engagirt geweſen, der mich zur Turandot umgetauft hat!"

Auf dieſes nun ſetzte ſich ihr gegen den Grafen höchſt erbitterter Vater wieder auf ſeinen Stuhl. Er konnte auch nichts hinzufügen, weil der fremde Tänzer gerade herbeitrat, um Emilien in die Colonne zu führen.

War es Delikateſſe, oder böſes Gewiſſen, der Graf von Reinsdorf, wie er ſie dort ſtehen ſah, erinnerte die ihm gegebene Zuſage nicht einmal, ſondern zog ſogleich eine andre Tänzerinn auf.

Emilie hatte ihn gar nicht bemerkt, ſo wurde ſie durch ihres Tänzers angenehme Unterhaltung gefeſſelt.

Sechstes Kapitel.

Es war eben zwiſchen Emilien und ihrem Tänzer die Rede geweſen, wie die meiſten Tanzenden das Geſpräch durch einen Gemeinplatz einzuleiten ſuchten. Sie gingen ſo weit, daß ſie bei der Muſterung einiger, jeden den ſeinigen auf dem Geſicht zu leſen verſuchten. Das gab denn ein artiges Divertißement vor dem Tanze.

„Ja" ſagte der unterhaltende Mann endlich; „da lache ich nun, und habe doch meinen Gemeinplatz ſo gut in Gedanken wie ein Anderer, nur daß ich vielleicht vorſichtiger damit umgehe. Wer weiß indeſſen gnädiges Fräulein, ob Sie ihn nicht, ſo ſtumm er auch iſt, aus mehnem Geſicht herausſtudiren könnten?"

„Es käme auf den Verſuch an!" meinte Emilie, ſagte ihm ein Paar kleine

Bosheiten, hörte aber immer, daß sie's nicht getroffen habe.

„Ich muß nur selbst damit herausrücken," sprach der Fremde. Mein Gemeinplatz besteht darin, daß die verbotenen Früchte ihre großen Annehmlichkeiten haben, und ich bin jetzt eben durch einen gewissen Umstand vollkommen davon überzeugt worden. Es war eine Ungerechtigkeit von mir, daß ich Ihr Vergessen eines Engagements, von dem mir der Herr dort (auf Reinsdorf zeigend) gesagt hatte, zu meinem Vortheile benutzte."

„Sie wußten also?" fragte Emilie. Sie wollte damit eine Mißbilligung zeigen, daß er sie nicht erinnert hätte. Ihr Ton aber, und die hohe Röthe, welche das zarte Gesicht überflog, stimmte so wenig zu dem Vorsatze, daß sie sogleich hinzufügte: „Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich es ebenfalls wußte."

Dem Fremden, in schnellen Antworten nicht ungeübt, fehlte es gerade bei

dieſer ſchönen Gelegenheit an einer paſſenden Artigkeit. Er küßte Emilien ſchweigend die Hand. Seine Augen trafen die ihrigen, und dieſe mußten doch wohl mehr, als ſie ſollten, verrathen. Denn ein ſchwaches Huſten in der Nähe, woran ſie ihren Vater erkannte, erſchütterte ihren ganzen Körper.

Der Tanz kam glücklicherweiſe ihrer Verlegenheit zu Hülfe. Doch nur auf den erſten Anſchein. Denn ſie, die ſonſt immer ein Vorbild abgab, hatte für die leichteſten Touren kein Gedächtniß. Sie wurde einige Mal von Fremden zurecht gewieſen; denn ihr Tänzer war ebenfalls nahe daran, ſeinen Ruhm einzubüßen. Auch bei ihm ſtockte es hin und wieder, ſo daß er, als ſie die Colonne hindurch waren, ſehr betroffen zu Emilien ſagte: „Was Sie auch gegen Reinsdorf einnehmen mag, mein Fräulein, ſo hat Sie mein ſchlechtes Tanzen nun gewiß gelehrt, daß die verbotnen Früchte zuweilen ebenfalls ihre Bitterkeit haben. Nicht wahr?“

„Eine Frage," erwiederte Emilie, „die ich an Sie hätte thun mögen, wenn sie nicht meine Beschämung nur vermehrte."

Der Fremde erwiederte etwas, das artig seyn sollte, das aber bloß einen Klang, keinen Sinn hatte. Emilie antwortete auf gleiche Weise. Beiden war Witz und Laune völlig ausgegangen. Dennoch blieben sie, als der Tanz beendigt war, einige Minuten neben einander stehen, mit dem fruchtlosen Bestreben, Worte zu finden, bis Emiliens Tänzer von einem Freunde weggeführt wurde, der große Freude über sein Wiedersehn zu erkennen gab. Aus der Anrede hörte Emilie zuerst, daß es ein Graf von Thalfeld war, mit dem sie eben getanzt hatte.

Einen Schritt zurück und sie stand neben ihrem Vater.

„Nun, Emilie" sprach der, „Zeuge bin ich wieder gewesen!"

Emilie schwieg, der geheime Rath ebenfalls, und erstre zeigte sich sehr ver-

gnügt, in diesem Augenblicke ein Paar „Freundinnen" umarmen zu können, welche sie sonst eben nicht zu schätzen pflegte, weil sie wußte, daß gerade das Fräulein A. und die Frau von B. am bittersten über sie zu urtheilen gewohnt waren.

Siebentes Kapitel.

Nach einer Menge von lieben Vorwürfen, welche diese Freundinnen Emilien wegen ihres seltnern Erscheinens bei Bällen und dergleichen machten, und deren Ablehnung Emiliens offnem Gemüthe etwas schwer wurde, fiel die Rede auf diesen Ball besonders. Die alte Klage kam wieder. Man zuckte die Achseln, daß so viele junge Leute über den Spieltisch den Tanz vergäßen, und daß die, welche ja noch tanzten, gemeiniglich wenig vom Tanz verstünden. Es wurden Beispiele hingeworfen, mit unter nur bunt genug ausgemahlt, bis endlich die

Frau von B. anfieng: „Aber allen Reſpekt vor dem Grafen Thalfeid. Der tanzt ja wahrhaftig, als ob ihn Terpſichore ſelbſt unterrichtet hätte.“

„I nu“ erwiederte das Fräulein von A., „ich habe auch von ihm keine Wunderdinge geſehen. Das allgemeine Aufſehen, das er erregt, machte, daß ich ihn im vorigen Tanze etwas beobachtete.“

„Mein Gott“ rief Frau von B., wie ungerecht Du biſt, liebe A. Im vorigen Tanze! Unſrer Grünau gegenüber, müßte man dem feurigen Manne wohl größere Fehler verzeihen. Nicht wahr, Liebe, mit Ihnen tanzte er?“

Emilie bejahte es kurz.

„Und vielleicht zum erſten Male!“ fuhr Fräulein von B. fort.

„Ich wenigſtens“ verſetzte Emilie, „ich glaube nicht, daß mich der Graf jemals zuvor geſehen.“

„Da haben wir's“ ſprach Frau von B.

„Ja dann bescheide ich mich herzlich gern!" sagte die Andre. Das hätte ich ihm ohnehin lassen müssen, daß er ein äußerst liebenswürdiger Mann ist. Meinen Sie nicht auch, liebe Grünau?"

„So viel ich gesehen habe, ja!" antwortete Emilie mit schwacher Stimme.

„So viel sie gesehen hat!" Höre nur liebe B.

„Machen Sie mich nicht zu lachen, meine gute Grünau. Sie haben doch weit mehr gesehen, als wir! Wenn man jemanden einen ganzen Tanz lang gegenüber, und mit ihm ist, kann man wohl besser gewahr werden, wie er aussieht, als im bloßen Vorbeigehen!"

„Und auch wie er spricht!" fiel Frau von B. ein. „Er spricht Dir ganz vortrefflich" Du glaubst das gar nicht. Frage nur unsere Freundinn Grünau. Denn darum stellt sie sich ja eben so fremd bei unsern Fragen, weil sie recht

gut weiß, wie er aussieht, und wie er spricht.

Frau von B. begleitete diese Rede mit einer so bedeutenden Miene, daß Emilie einigen Verdruß nicht unterdrücken konnte.

„Aber Liebste!" sprach Frau von B. „verlernen Sie denn in Ihrer ländlichen Einöde allen gesellschaftlichen Scherz? Hätte ich das geahndet, so würde ich gerne des Grafen mit keinem Worte gedacht, und höchstens — von seiner Frau gesprochen haben."

„Von seiner — Frau?"

„Das wißen Sie nicht, meine gute Grünau? Ja, ja, so flüchtig er auch thun kann, so schmachtet er doch schon in den Fesseln der heiligen Ehe. Und in wie schweren, da seine Frau gerade das Widerspiel von ihm seyn soll. Weit älter wie er, dazu blatternarbig, schielend, und überhaupt grundhäßlich. Sonst würde er auch nicht so allein herum reisen.

Man weiß ja schon, was dergleichen Reisen zu bedeuten haben. Hier findet man eine sympathetische Seele, dort wieder eine, und je mehr man ihrer zusammen bringt, desto besser! Das sind die Grundsätze solcher Reisenden."

Ein neuer Tanz formirte sich. Baron C. meldete sich bei Emilien, welche ihm solchen zugesagt hatte. Sie bat wegen eines außerordentlichen Kopfschmerzes um Entschuldigung. Der Baron bedauerte. Frau von B. beklagte. Das Fräulein von A. reichte ihr ihren Flakon. Hierauf giengen die beiden Freundinnen mit der gehabten Unterhaltung nicht unzufrieden, wie es schien, an der Hand ihrer Tänzer, die sich nun ebenfalls eingefunden hatten, in die Reihe.

Dem geheimen Rath war kein Wort, keine Miene der beiden Damen und seiner Tochter entgangen.

„Du hast nicht lauter so guthmüthige Zeugen gehabt, wie ich einer bin. Emilie!" sprach er bedeutend.

„Laſſen Sie uns nach Hauſe!“ bat Emilie.

„Herzlich gern. Ich für meine Perſon habe hier nichts zu gewinnen oder zu verlieren. — Und doch!“ ſetzte er hinzu, aber Emilie hörte es nicht.

„Unmöglich“ ſummte ſie vor ſich hin. „Bloße Bosheit vielleicht!“

Doch eben, wie ſie bei dem Fräulein von A., welche neben Thalfelds Dame in der Reihe ſtand, mit ihrem Vater vorbeiging, hörte Emilie ganz deutlich, daß der Graf auf des Fräuleins Frage: warum er ſeine Gemahlinn nicht mitgebracht habe? die leichtſinnige Antwort gab: „Damit wir beide unſrer Freiheit beſſer genießen können!“

Achtes Kapitel.

Der geheime Rath war ſchonend genug geweſen, Emiliens unverkennbaren Schmerz unterwegs durch keine Ermah-

rung, nicht einmal durch ein Erröhnen zu stören und aufzureitzen. Man müßte denn das so ausitzen wollen, daß er einen noch gütigern Ton, als den gewöhnlichen, angenommen hatte. Ihr Herz war getroffen; mehr als jemals, das fühlte sie. Auch der geheime Rath ahnete es, als er sie am folgenden Tage noch gerade mit der Miene sehen mußte, wie den Tag zuvor.

„Ein Fremder reitet in den Hof!" sagte ein Bedienter gegen Mittag. Emilie flog ans Fenster. „Er, er! liebster Vater," rief sie ängstlich. „Ich bin krank, sehr krank. Erlauben Sie, daß ich mich in meinem Zimmer allein halte. Er ist mir zuwider, durchaus zuwider."

Sie blieb ihrem Entschluß getreu, den ganzen Tag; obgleich der Graf mehrmals anfragen ließ.

„Er wünscht Dir gute Besserung, liebe Emilie!" mit dieser Anrede kam der geheime Rath gegen Abend auf ihr Zim-

mer. „So eben iſt er erſt wieder weggeritten.“

„Ein langer Beſuch für ſo kurze Bekanntſchaft.“

„Ja, bis auf die Letzt ſchien er zu hoffen, ihn nicht vergebens gemacht zu haben.“

„Es ſollte mir leid thun, wenn er noch länger Hoffnungen auf mich ſetzte. Ich bin zu ſtolz, um ihm zu einem beſſern Genuſſe ſeiner Freiheit zu verhelfen.“

„Du legſt allzuviel Nachdruck auf dieſe Worte, liebes Kind. Sie waren bloßer Scherz, er hat immer das ſelbſt geſagt. Du thuſt ihm gewiß Unrecht, liebe Tochter.“

„Gewiß nicht!“ erwiederte Emilie. In der langen Nacht, und an dem ganzen Tage hatte ſie Zeit genug gehabt, die Reden des Grafen, die er mit ihr gewechſelt, zu einem Charakterbilde zu nutzen, das mit ſeinem angenehmen Aeuſſern in dem ſeltſamſten Widerſpruch ſtand.

Den stärksten Schatten hatte ihr sein Wort von verbotner Frucht geliehen, ein Wort, das sie jetzt aufs Nachtheiligste auslegte, und zu dessen Commentar ihr das andre dienen mußte, welches sie im Vorbeigehen gehört, und so eben ihren Vater erwähnt hatte.

„Du bist nun einmal zu sehr gegen den Mann eingenommen, Emilie!" sagte der geheime Rath.

„Und habe ich keine Ursache?" fragte sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, erzählte zu ihrer Rechtfertigung ihr ganzes Gespräch mit dem Grafen, und setzte hinzu, daß gerade der Eindruck, den er auf sie gemacht, ihren Haß nur verstärken könne.

„Dann thut mir's leid, daß ich ihn so freundschaftlich behandelt habe," versetzte der geheime Rath. „Er kam mir aber ebenfalls interessant vor, und so entspann sich ein Gespräch aus dem andern. Er wird auch nächstens wieder kommen, und seinen unverheyratheten Bruder mitbringen.

Neuntes Kapitel.

Einige Tage verſtrichen, ohne daß der Graf erſchien. Emilie kam nicht aus dem Zimmer. Bisher war es immer geweſen, als ob die Liebe nur langſam an ihr Herz ſtreifen könne, dies Mal war eine plötzliche, tiefe Verletzung ſichtbar genug.

„Es wundert mich doch" ſagte der geheime Rath eines Morgens, „es wundert mich, daß die beiden Grafen ſo lange ausbleiben.

Bald darauf kam ein Wagen angefahren.

„Da iſt er!" rief Emilie, und wollte ſo eben wieder in ihr Krankenzimmer. Ein zweiter Blick durch das Fenſter, und ſie rief: „Nein das iſt er doch nicht."

Der geheime Rath behauptete indeſſen daß er's ſeyn müſſe, ſo ähnlich ſah ihm der Ausſteigende. Es war ſein Bruder,

der sich beim Eintritt sogleich als dieser zu erkennen gab. Von Gestalt noch schöner als der Andre, war er auch wenigstens eben so geistreich im Gespräch. Er schien Emilien genau ins Auge zu fassen, als er seinen Bruder, wegen Beschäftigungen, die ihn schleunig nach Hause gerufen, entschuldigte.

Der geheime Rath ergötzte sich sehr an der Unterhaltungsgabe des Grafen. Auch Emilien verstand er manchen heitern Blick abzugewinnen. Beim Abschiede mußte er den Besuch zu wiederholen versprechen. Als er fort war, wurde der geheime Rath nicht müde, allerlei zu seinem Lobe zu sagen. Emilien brachte er ebenfalls dahin, das ihrige beizufügen.

Ein zweiter Besuch dieses Mannes, der in einigen Tagen erfolgte, machte ihn durch die zunehmende Vertraulichkeit noch interessanter, so daß der geheime Rath, als er am Abend nachher mit seiner Tochter allein war, den Finger aufhob und scherzhaft sagte: „Emilie, Emilie!“

Doch beantwortete dieſe die Drohung bloß mit einem ſtillen Lächeln.

Das Mädchen hinterbrachte Emilien, daß man ſich bei Hofe ſchon wieder mit ihr beſchäftige, und zwar mit ihr und dem auf dem letzten Ball berühmt gewordenen Tänzer.

Auch dazu lächelte Emilie.

Bei einem neuen Beſuche des unverheiratheten Grafen von Thalfeld kam ſo Manches vor, was Emilien vollends für ihn einzunehmen ſchien. Beſonders aber ſollte das ein verſiegeltes Blatt bewirken, das ſie, als der Graf ſchon hinweg war, in ihrem Zimmer fand, und das den vollkommenſten Heirathsantrag enthielt.

Sie blieb damit ein Paar Stunden allein, und ihr Vater, der ſie endlich ſelbſt aufſuchte, ſah ſie darüber in Thränen. Er fragte mit den Augen, und ſie antwortete durch ſtumme Ueberreichung des Briefs.

„Ich bin ſchon unterrichtet!“ ſagte der geheime Rath, indem er ihn flüchtig

durchlief, und dann zurück gab. „Soll ich deine Antwort sogleich haben, Emilie, oder erst morgen?“

„Die morgende wird wie die heutige seyn.“

„So dächte ich, morgen, meine liebe Tochter.“

Zehntes Kapitel.

Früher als gewöhnlich und mit sehr verweinten Augen kam Emilie am Morgen zu ihrem Vater. Sie sagte: Ich will nun nicht länger mit dem Worte zurück halten, das Sie schon gestern Abend auf meinem Gesichte zu lesen schienen. Ich muß es bestimmt aussprechen, daß ich diesem Manne meine Hand nicht geben kann. Es geschieht, weil ich ihn hochachte, Daß ich jetzt nicht sehr geneigt seyn möchte, irgend jemanden an den Altar zu folgen, wird Ihnen einleuchten.

Dennoch jedem andern eher, als dieſem Manne. Ich bin Ihre Tochter, und Sie ſind ja immer mein Vater im ganzen Sinne des Worts geweſen, warum ſollte ich's Ihnen verhehlen, daß ich mir nicht Widerſtand genug gegen ſeinen Bruder zutraue, mit dem ich doch nothwendig in Verhältniſſe kommen müßte, und daß ich ſeinen Anblick und ſeine Reden neulich bloß darum vermieden habe, und ferner vermeiden will, weil Ihre Tochter nicht — die Beute eines leichtſinnigen Menſchen werden darf. Hier haben Sie mein ganzes Herz, zerſchlagen wie es iſt, und ſprechen Sie mir nun das Urtheil darüber, daß ich die Geſinnungen des braven Mannes für mich nicht erwiedern will."

Der geheime Rath ſchloß ſie, erſchöpft von dieſer leidenſchaftlich ausgeſprochenen Rede, aufs zärtlichſte in die Arme, und unterbrach ihre Thränen durch keinen Laut. Erſt als ſie beruhigter ſchien, ließ er ein leiſes Wort von der äußern Ange-

lichkeit beider Brüder, und von ihrer innern Verschiedenheit, Beides zum Vortheil des Bewerbers fallen.

Aber da brach Emilie aufs Neue aus: „Ach Aehnlichkeit oder nicht, Verschiedenheit oder keine! Was fragt die Liebe nach solchen Dingen, der an der geliebten Person liegt? Ich wenigstens bin nicht so verständig in meiner Leidenschaft, das habe ich diese Zeit über wohl einsehen lernen. O mein Vater, es ist zuweilen so viel Wahnsinniges und Schlechtes in meinen Gedanken, daß Sie mich nicht für ihre Tochter erkennen würden, wenn ich es ihnen offenbaren wollte."

„Fürchte nichts von mir, mein liebes, krankes Kind. Die Heilung wird auch kommen!"

Ein Seufzer der Hoffnungslosigkeit, der Emilien hier entschlüpfte und ein Blick zur Erde, zerstörten mit einem Male eine freundliche Feierlichkeit, die der geheime Rath sich vorgenommen hatte. „Nein,

nicht länger!“ sprach er. „Dies ist freilich die Liebe, und so viel nur wollte ich wissen. Schade für den Theatercoup, auf den ich mir einen Spaß eingebildet hatte, denn er hätte Dir unnöthiger Weise, vielleicht eine ganze Stunde Angst mehr gekostet, wäre auch wohl gar in dieser Spannung, ohne Vorbereitung zu gewaltsam auf dich eingedrungen. Deine Liebe meine gute Tochter, kann noch glücklich werden. Die Sachen stehen weniger schlimm als du fürchtest. Mißverständnisse — Du zweifelst, liebes Kind? Arme Tochter, Du mußt sehr unglücklich seyn, wenn Du meinen kannst, daß Dein Vater in diesem Augenblicke einen so bösen Scherz mit dir zu treiben im Stande wäre.“

Ein Bedienter meldete Emiliens Geliebten.

„Vortrefflich!“ sprach der geheime Rath. „Den treibt die Liebe auch um eine Stunde früher herbei.“

„Liebe und Besorgniß, wenn Sie wollen!“ rief der eintretende Graf.

„Nein die Besorgniß wollen wir nicht,“ rief der geheime Rath, „bloß der Liebe bedürfen wir.“

„Also wirklich?“

Nun ja, so nehmen Sie doch! Das Mädchen gehört Ihnen. Ihr niedergeschlagenes Wesen wird schon vergehen, wenn sie ihr bei Gelegenheit sagen, daß Sie noch nicht verheirathet sind, und wenn Sie ihr beweisen, daß sich Ihr Leichtsinn ertragen läßt.“

Als Emilie sich nach und nach weiter aufrichtete, hörte sie, daß alles auf Mißverständnissen beruht hatte. Graf Friedrich von Thalfeld war, wegen der Aehnlichkeit mit seinem verheiratheten Bruder bei dem bewußten Balle von Mehreren, welche den letztern auch nicht genau kannten, mit ihm verwechselt worden. Er hatte sich diese Verwechselung, des daraus

entſpringenden Scherzes wegen, nicht zur gefallen laſſen, ſondern ihr ſogar die Hand geboten. Bei dem Beſuch am Tage darauf war der geheime Rath des Grafen Neigung zu ſeiner Tochter bald inne geworden, und hatte, da er des jungen Mannes Familie kannte, nach Auflöſung des Räthſels vom Abende zuvor, gegen deſſen beſtimmtere Erklärung nichts einzuwenden. Ein einziges Bedenken blieb ihm noch übrig. Er ſtützte aus einem irrigen Schluſſe von Emiliens zeitherigem Betragen gegen ihre Bewerber, Zweifel in die Dauer der Eindrücke auf ihr Herz. Die Irrthümer vom Balle her, ſo wie die Aehnlichkeit des verheiratheten Grafen von Thalfeld, der ebenfalls erwartet wurde, mit ſeinem Bruder, kurz, alle Umſtände ſchienen dem geheimen Rath günſtig, dies Mal hinter die Wahrheit zu kommen. Deshalb behielt er ſich noch eine Prüfung ſeiner Tochter vor. Graf Friedrich hatte freilich Einwendungen dagegen. Allein der geheime Rath beharrte ſo lange auf ſeinem

Vorsatze, nach welchem er seinen verheirathten Bruder zu einer Rolle überreden sollte, bis Graf Friedrich ebenfalls seinen Willen gab, welches er nunmehr, da die Prüfung so sehr zu seinem Vortheile ausgeschlagen war, nicht zu bereuen hatte.

Letztes Kapitel.

„Ich merke schon," rief der verheirathete Graf, der von seinem Bruder sowohl, als von Emilien unbemerkt hereingekommen und eine lange Weile Zeuge ihrer Liebkosungen gewesen war, „ich merke, was ich für eine Antwort auf meine schöne Liebeserklärung erhalten werde. Ich bin auch, wie Sie sehen, liebe Emilie, diesem Falle, den ich besorgte, bereits durch eine andre Wahl zuvorgekommen."

Er hatte sein Gattinn mitgebracht, welche bei diesen Worten Emilien in ihre

Arme ſchloß. Letztre erwiederte ihr ihre Küſſe um ſo lieber, da die Geſtalt der neuen Freundinn überaus reitzend war, und keinesweges mit der Schilderung übereinſtimmte, welche man bei dem Balle von ihr gemacht hatte.

Der eigentliche Schluß der Geſchichte läßt ſich leicht errathen. Nur davon alſo, was auch anders hätte ausfallen können.

Kurz vor der Hochzeit wurde einer anſehnlichen Verſammlung von Freunden — oder auch Feinden, wenn man's genau nimmt — ein Ball im Grünauſchen Gartenhauſe veranſtaltet, der ſich mit einem Schauſpiele endigen ſollte. Was für eines? wußten bloß die Mitſpielenden, die ihr Ehrenwort gegeben hatten, nichts zu verrathen. Ohne einiges Naſerümpfen von Seiten der Zuſchauer konnte es freilich nicht abgehen, wie man ſah, daß das verſprochne Schauſpiel in ein Paar Scenen aus Gozzi's Turandot beſtand; daß Emilie ſelbſt die Turandot, und ihr Verlobter den Prinzen darſtellte,

der den Sieg über sie davon trägt. Aber grade dieses Naserümpfen schien zu dem Plane der Unternehmer zu gehören. Doch lag die Aehnlichkeit, welche viele in dem über dem Stadtthore aufgesteckten Köpfen mit dem Kopfe des Grafen von Reinsdorf und andrer vormaligen Anbeter Emiliens finden wollten, bloß in der Zuschauer zur Verläumdung stets aufgelegten Einbildung.

Dem alten Grafen kostete es freilich viel, sich von seinem Gartenhause zu trennen, allein er entschloß sich doch zu dem Aufenthalte auf den Gütern seines Schwiegersohns. Er bereuete es nicht. Eine sehr reitzende Gegend ersetzte ihm bald seinen beschränkten Garten. Mehr als alles aber mußte ihm wohl das Glück seiner Tochter gelten, die er vom Hof entfernt, in dem Elemente gleichsam, leben sah, für welches sie von ihrer verstorbenen Mutter erzogen worden war.

V.

Gedichte, Paramythien und Sinnsprüche.

Von
verſchiedenen Verfaſſern.

Das Schönſte.

Es blinket ſchön
Der Wein im Glaſe,
Der Thau im Graſe
Auf Blumenhöhn;
Im May erſchallen
Der Nachtigallen
Geſänge ſchön.

Wie lieblich rauſcht
In Silberhelle
Des Baches Welle,
Vom Mond belauſcht!
Wie Waldgekräuſel
Im Weſtgeſäuſel
So lieblich rauſcht!

Wie ſtrahlend lacht,
Von Felſenhöhen
Weit überſehen
Der Erde Pracht!

Wie Stern-Gewimmel
Am blauen Himmel
So ſchimmernd lacht!

Wie wallt vor Luſt,
Wenn Saaten winken
Und Senſen blinken,
Des Schnitters Bruſt!
Wie ſchallt von Höhen,
Wo Trauben wehen,
Der Winzer Luſt!

Wie rauſcht das Meer
Im Wogen-Drange
Mit Siegesklange
So ſtolz daher!
Wie trägt auf Wogen
Der Iris Bogen
So ſanft das Meer!

Begeiſternd ſchallt
Des Sängers Leier,
Dem Götterfeuer
Im Buſen wallt,
Es ſchmilzt die Seele,
Wo Mara's Kehle
Muſik entſchallt.

Doch schöner ist
Der Thau der Liebe,
Den Gegenliebe
Dem Aug' entküßt.
Wer wähnt zu kennen,
Wer wägt zu nennen
Was schöner ist? —

G. F. Möricke.

An die Fliehende.

Nach dem Portugieſiſchen des Antonio Barboſa.

Fliehen magſt du mich denn, wenn es ſeyn ſoll; aber vergeſſen
Darfſt du, Fliehende, mich, bei den Unſterblichen! nicht.
Leb' ich nur in deinen Gedanken, ſo leb' ich geduldig;
Aber vergeſſen von dir, ſtürb' ich den ſchmerzlichſten Tod.
Macht es dir Freude, mich nicht zu ſehen; ich theile die Freude
Ungern freilich mit dir; aber ich theile ſie doch.
Muſt du, gern oder ungern, meiner im Herzen gedenken,
So bedaur' ich dich zwar, aber ich kränke mich nicht.

Nein, wir bleiben beiſammen im immer
treuen Gedächtniß.
Iſt dein Gedächtniß mir treu, wird es das
Herz vielleicht auch.

23.

Sophie.

Der Geigen Lärm verſtummet,
Der Flöte Ton verhallet;
Vom niedern Kirchthurm ſchallet
Der Glocken Jammer-Laut.
Es tönt aus Werners Hauſe,
Vom hochzeitlichen Schmauſe,
Des grauen Vaters Schluchzen,
Das Angſtgeſchrey der Braut.

Sophie war die ſchönſte
Von ihren holden Schweſtern,
Wie lieblich ſtrahlte geſtern
Sie unterm Flitterkranz! —
Wie reizte ſie zum Neide
Die Braut in Gold und Seide!
Wie drängte ſich die Jugend
Um ſie zum erſten Tanz!

In ſtiller Gäte Schatten
Verſchmolz der Reitze Schimmer.
Ihr nahte Läſt'rung nimmer,
Ob ſie die Schönſte war.
Es wies des Dorfes Krone
Der Greis dem Lieblingsſohne:
„Beglückt, wer dieſe führet
Zum bräutlichen Altar!"

Sie war die heitre Wirthin
An ihres Bruders Feſte;
Das Lob der Hochzeitgäſte,
Des Vaters Stolz und Luſt.
Des Greiſes Beifall-Nicken,
Des Bräutigams Entzücken
Vergalt des Tages Mühen
Der rein geſtimmten Bruſt.

Die Nacht iſt angebrochen,
Noch tönen hell die Geigen
Zum frohen Hochzeitreigen.
Wie tanzt Sophie ſchön,
Von Wilhelms Arm umſchlungen,
Der ſie zuerſt errungen,
Den ihrer Liebe Blicke
Zu Götter-Glück erhöhn!

Doch ſeht, der Tanz ermattet!
Die Flöten tönen leiſer,
Es ſchallet dumpf und heiſer
Der Gäſte Jubellaut.
Schon ſchlichen heim die Alten,
Der Jugend Spiele walten;
Jetzt rauben junge Mütter
Den Kranz der bangen Braut.

Die Lichter ſind erloſchen.
Die Tänzer ruhn ermattet.
Ihr Lager überſchattet
Der Traum genoſſ'ner Luſt.
Nicht Wilhelm; ihn umſchwebet
Sophiens Bild, ihm bebet
Der erſten Liebe Flamme
Die wonnetrunkne Bruſt.

Schon tönen neu die Flöten,
Es rauſchen Baß und Geigen;
Den neuen Hochzeitreigen
Beginnt die Jugend ſchon.
Sophie nur verträumet
Des Morgens Gruß, und ſäumet
Die Gäſte zu empfangen
Mit wirthlich holdem Ton.

Verwundert ſtürzt die Schweſter
In ihrer Ruhe-Kammer;
Wer mißt des Mädchens Jammer?
Sophie liegt erſtarrt;
Die Augen ſanft geſchloſſen,
Von Lächeln noch umfloſſen
Den blaſſen Mund, die Wangen
Erblichen, kalt und hart!

Das Haus durchtönt ihr Schreien;
Die Freudentöne ſchweigen,
Im Schwunge ſtockt der Reigen,
Die Kränze bleichen ab.
Seht Werner ſtumm erſcheinen!
Er bebt, und kann nicht weinen.
Und Wilhelm ſtarrt betäubet
Auf ſeiner Freuden Grab.

E. J. Mörike.

An die Welt.

Nach dem Portugieſiſchen des Antonio Barboſa.

Hier Geburt; dort Tod. Hier ſauſen die rollenden Fluthen;
Dort im freundlichen Glanz murmelt das Bächlein vorbei.
Lieblich tönt der Nachtigall Lied voll zärtlicher Schwermuth;
Dumpf erſchüttert Gebrüll ſchleichender Löwen die Nacht.
Jammernd flattert die Taube; doch der ſie erhaſchte, der Geyer,
Eilt mit dem glücklichen Fang freudig im Fluge davon.
Dieſer zerſtört, was Jener baute. Die Liebe des Einen
Reizt den Andern zum Haß. Dieſer lobſinget; der ſchmäht.

Welt, was biſt du doch eigentlich? Was? Ein
täuſchender Schatten;
Eine Poſſe; ein Traum; kaum ein Ge-
danke; ein Nichts.

B.

An Lotte.

Immer heiter, deine Blicke,
Sanft und hold dein Antlitz seh'n,
Das nur flieh' ich vom Geschicke.
O wie blüht mein Glück mir schön
In des blauen Auges Lächeln,
Das der schwarze Bogen deckt;
In der Wangen zartem Grübchen,
Wo die Schalkheit sich versteckt;
Auf der Stirn', die kein Gewölk umringt;
Um den Mund, der mir zum Kusse winkt!

Die du mich mit süßen Banden,
Selbst dir unbewußt, umschlangst,
Dir — das manchen Kampf bestanden —
Dieses Herz so leicht errangst,
O wie schlägt's an deinem Herzen
Stets mit erster Jünglings-Lust,

Weht ein Hauch des Götter-Friedens
Sanft ihm zu aus deiner Bruſt!
Schönheit ſchwindet, Jugend welkt dahin;
Wie verblüht ein reiner ſtiller Sinn.

Meines Geiſtes Flamme nährend,
Haſt du mich der Nacht entrückt,
Erſter Liebe Luſt gewährend,
Mich zum Erden-Gott entzückt.
Könnt' ich jeden Feind beſiegen,
Der zu dir heran ſich wagt,
Jeden Schmerz, der, dich beſchleichend,
Meiner Wonnen Keim zernagt;
Tag und Nacht bewacht' ich dir, mit Luſt,
Freud' im Auge, Ruh' in deiner Bruſt.

O die Kraft vereinter Seelen,
Die ſich ihrer Liebe freu'n,
Kann des ſchönen Ziels's nicht fehlen:
Jedes Wölkchen zu zerſtreu'n,
Das den Himmel ihres Lebens
Düſter ſchattend überzieht,
Freude bald zurück zu zaubern,
Wenn die Spröde launiſch flieht.
Heil mir, Heil! von jeder Lebenslaſt
Winkt an deinem Buſen ſüße Raſt.

Wenn schon oft in stiller Frühe
Sorge meinen Geist umzieht;
Wenn vom Schweiß der Tages-Mühe
Meine Stirn' am Abend glüht;
Stimmt mich neu zu heiterm Muthe
Deines Mundes Flötenton.
Leise rührest du die Saiten,
Und der Unmuth ist entflohn.
Waltet Freude nur in deiner Brust.
Quillt aus ihr mir ewig neue Lust.

C. F. Nöldeke

Paramythien.

1. Die Wünſche, oder: Der Menſch und die Zeit.

„O! daß ich ſo ſtark wäre, wie der Jüngling dort, meinte der Knabe, und ſein buntes Steckenpferd gefiel ihm minder, als er jenen ein Roß tummeln ſah. — Roſen blühten und welkten, blühten und welkten wieder, und der Knabe war ein Jüngling.“ Ich Armer! ſeufzte er, als in der nicht mehr ruhigen Bruſt unbefriedigte Wünſche braußten, deren Daſeyn er einſt kaum geahnet hatte; ich Armer, daß ich, für dieß Leben voll Entbehrungen, des kindiſchen Genuſſes vorüberrauſchenden Augenblick verlor!

„Laß mich Mann werden, Zeit! rief unmuthig der strebende Jüngling, und die Sehnen seines Arms spannten sich bei den Worten, daß ich diese Träume, diese Wünsche, diese Hoffnungen, für die meine Brust nicht mehr Raum hat, in den Boden der Wirklichkeit pflanze.“ Stärker und stärker spannten sich die Sehnen am Arm des Jünglings. Das kräftige Leben empfieng das blühende. Die Knospe ward Frucht. Sein ernstes, rastloses Streben nach dem Ziel seiner Seele war nicht fruchtlos geblieben; aber selbst im glühendsten Genuß einer lächelnden Gegenwart rief er wehmüthig trauernd: O Welt meiner Ideale, kehre wieder und nimm die enge Wirklichkeit, die ich errang!“

Aber der Mann, als er am Feierabend heimkehrte und dem wartenden Weibe und den hungrigen Kleinen das Brod seines Schweißes brach, da seufzte er abgewendt und leise: O unter allen Lebensaltern ist doch keines neidenswerth,

als das des Greisen! Fern von Wunsch und Furcht, unbedrückt von mühseligem Streben nach Gütern, die er nicht mehr kennt, und von ängstlichem Haschen nach Genüssen, die ihm entfremdet sind, verlebt der Greis ein stetes, leidenloses Leben, und seine fast schon entkörperte Seele sieht ruhig einer Auflösung entgegen, die ihn nicht überrascht, weil er sie vorher erwartet.

Der Mann war ein Greis geworden. Die dunkelbraunen Locken, welche seine feste Stirn umschatteten, hatte die Zeit mit dem Reif ihrer Jahre bestreut. Das Weib seines Herzens war ihm vorangegangen, die Kinder lebten zerstreut in der Fremde, und dunkel wurde es gemach vor seinen Augen. Da giengen die Bilder des verflossenen Lebens in leisem Dämmern vor seiner Seele vorüber, und im Gefühl der schwindenden Kraft gedenkend jener Tage, da Mühseligkeit sein Triumph war und ihm der Schweiß lieblich dünkte, weil ihn ein liebendes Weib

von der Stirn trocknete. „Unnöthige Mühe, die ich mir gab, murmelte er in sich gekehrt, daß ich den rollenden Wagen antrieb.“

Nur der Greis wünschte nicht vorwärts. Unwillkührliche Schauer wandten seine Blicke von dem kurzen Pfade, den seine wankenden Füße noch betreten sollten; wie Bienen schwebten die Blicke auf den anmuthigen Fluren der Kindheit umher, von welchen die lächelnde Sonne der Phantasie die Nebel der Vergangenheit trieb. O gütige Mutter! laß mich werden, was ich war, ein Kind! flehte der weinende Greis.

Aber die mächtige Zeit, die zu den Füßen ihres himmlischen Vaters alles Geschaffene mit waltendem Fittig überschwebt, hatte ihn lange gehört. Ernst, aber nicht zürnend, rief sie ihm itzt zu: Du gabst Wirklichkeit für Wunsch, und Reue folgt Dir im Tausch. Dein langes Leben war ein kurzer Wunsch; das Leben

iſt aus und der Wunſch mit ihm. Ich habe deinen Bitten gehorcht, ſo lange es mir vergönnt war; aber das Geſetz, welches mich bindet, vermag ſelbſt der ewige Vater nicht umzuſtoßen. Indeß dir geſchehe, wie du geſagt haſt! So ſprechend berührte ſie ihn mit ihrem Stabe, welchem nichts Endliches widerſteht, und der Greis ward ſchwach und einfältig, wie ein Kind.

---

2. Der Phönix.

Ein grauer Phönix, der alte, weiſe König des beflügelten Reiches, lag nun im Sterben. Die Nachtigall und die Grasmücke waren Wärterinnen des Kranken geweſen, und klagten nun in leiſen, kaum hörbaren Tönen dem Hayn' ihr Lied über das Dahinſcheiden des trefflichſten der Vögel, ihres wohlthätigen Freundes. Das Andenken an ſo manche in redlichem Streben vollbrachte That ſchwebte wie ein mildthätiger Genius um ſein Sterbe-

lager und schien seine schmerzlos scheidende Seele sanft hinüber zu geleiten in die Wohnung des ewigen Friedens.

Aber zwei boshafte Geyer, die ihrer Uebelthaten halber oft die Strenge des gerechten Richters empfunden hatten, sahen ihn jetzt, und sprachen: Ey sieh doch, geht es dem alten Ueberweisen auch um kein Haar besser, als uns und unsern Vätern! Bald liegt er, so ein Frömmler er war, todt vor uns da und faul. Ha, Bruder, dann soll er unsre Mägen laben!"

Indem sie noch sprachen, verschied der Phönix. Und siehe! plötzlich fielen purpurne züngelnde Flämmchen flockenartig durch die blaue Luft, und sammelten sich thürmend über dem Leichnam. Im Feuer der Reinigung glühte dieser jetzt auf, und aus der lauteren Asche in lichthellen Funken durch den geöffneten Aether auffahrend, stieg die Seele des Phönix wieder empor zu ihm, aus dessen Schooß sie gekommen war.

So ſtarbſt Du, heiliger Sokrates! und die freudige Zuverſicht Deiner beſſern Zukunft legte ſich wie eine Glorie um Deine erkaltende Stirn.

---

3. Die Begleiter.

„Kinderchen, Du, Verdienſt, und Du, Scheinverdienſt, ihr ſeyd nun lange genug allein unter allerlei Ständen gewandelt; es ſcheint billig, daß ich jedem einen Begleiter gebe, daß er ihn künftig des Anmeldens bei den Menſchen überhebe.“

Indem Jupiter ſo ſprach, zeigte er auf ein Paar Geſtalten, die im Hintergrunde des olympiſchen Palaſtes ſichtbar wurden.

Eilig kam der Dünkel hervorgetreten. Glasperlen uad farbige Steine ſchimmerten auf ſeinem bunten Gewande, und vieltönige Schellen läuteten, ſo oft er den hohen Hals ſchüttelte. „Das iſt mein

Mann, Papa! rief Scheinverdienſt, und umarmte den Dünkel. Halt! rief der Vater. Deinem Bruder gebührte die Wahl, und du thäteſt überhaupt wohl, wenn du dir mit jenem dort ſo wenig als möglich zu ſchaffen machteſt.

Mein Vater! ſprach das Verdienſt. Warum willſt du ihm dieſe kleine Freude nicht gönnen? Auch glaube ich mich für einen ſo vornehmen Diener gar nicht recht zu paſſen. Aber gieb mir Jene dort; ſeitwärts mit verſchämten Antlitz blickt ſie ſchon lange auf mich; ich glaube, daß ſie mich lieben wird.“

Schweigend im himmelblauen Gewande hatte die Beſcheidenheit bisher geſtanden. Jezt ſchmiegte ſie ſich mit lächelndem Dank an das Verdienſt, und ſie iſt ihm, wie man behauptet, ſeitdem nie von der Seite gewichen.

G. B. Glandorff.

Sinnsprüche

nach alten Autoren.

Hoffe das Beste nicht. Befürchte nur selten das Schlimmste.
Vor dem Gewöhnlichen nur nimm dich bei Zeiten in Acht.

Geben und nehmen kann uns das Glück, was wir hoffen und lieben:
Aber die Hoffnung beherrscht, wie die Liebe, das Glück.

Wenn sich der Neid das Gute bemerkt, so bemerkt er's an Andern.
Führt das Glück es ihm zu, kennt er das Gute nicht mehr.

Mächtiger als die Wellen des Meeres sind Thränen der Liebe.
Jene gehorchen dem Sturme; diese besänftigen ihn.

Nur am heiteren Tage enthüllt sich dem Auge die Ferne;
Nur ein heiteres Gemüth schauet das Künftige klar.

Kleine Schmerzen magst du dir selbst in Freuden verwandeln.
Große Freuden verschlingt leicht der größere Schmerz.

Guten Rath zu geben, ist schwer; doch ihn zu befolgen,
Oft noch schwerer. Durch That schafft sich der Muthige Rath.

Lobe nie, was Tadel verdient; doch tadle nicht Alles,
Was du nicht loben kannſt. Kannſt du nicht beſſern, ſo ſchweig.

Grüble nicht über dein Schickſal nach. Das Loos iſt geworfen.
Nimm es denn, wie es fiel. Bild' es zum beſſern aus.

Eine Göttinn wurde das Glück, weil Menſchen es wollten.
Niemand ſpräche von ihr, traute nur Jeder ſich ſelbſt.

Glück und Glas, wie ſchimmern ſie nicht, die zerbrechlichen, beide!
Nütze ſie beide. Nur, Freund, baue kein gläſernes Haus.

Laß der Gewohnheit Macht wie einen Mantel dich decken.
Iſt dir der Mantel zur Laſt, wohl dir, freierer Mann!

Keiner ſpricht, wie er denkt, und ſpräch' er die lauterſte Wohrheit.
Immer denkt er zu ihr etwas Verborgenes hinzu.

Ein Mal ſtürbe man nur? Man ſtirbt, wie man lebt, in den Seinen.
Tod des Freundes, nur dich nenn' ich den ſchrecklichen Tod.

B.

VI.

Sibylliniſche Blätter.

Fragmente zur Charakteriſtik der Menſchheit.

Sibyllinische Blätter.

Fragmente zur Charakteristik der Menschheit.

Vorerinnerung.

Die alte cumäische Sibylle schrieb ihre Prophezeihungen auf Blätter, legte die Blätter in Ordnung vor der Thür ihrer Höhle, und ging dann in die Höhle zurück. Aber so wie sie hinter sich die Thür bewegte, wurden durch den kleinen Windstoß die Blätter zerstreut; und die Wahrsagerinn achtete ihrer nicht weiter. Wer in unsern Tagen seine Meinung über das künftige Schicksal der Menschheit zu äußern wagt — denn

bedenklich werden dergleichen Aeußerungen mit jedem Tage, — der darf seinen Prophezeihungen das Schicksal der sibyllinischen Blätter versprechen, wenn gleich der Windstoß nicht von ihm selbst veranlaßt wird. Er wird also, um seiner selbst willen, wohl thun, seiner Blätter auch nicht mehr, als die alte Sibylle der ihrigen, zu achten, und die Sorge, aus den Fragmenten ein Ganzes zusammen zu leim, denen zu überlassen, die dabei interessirt sind. Aber als ein Prophet des neunzehnten Jahrhunderts muß er aus Gründen prophezeihen; und diese Gründe können nicht wohl etwas anders seyn, als Fragmente zur Charakteristik der Menschheit. Am Heerde der Vesta wird billig über dergleichen von Zeit zu Zeit mitgesprochen, wenn gleich nicht Jedermann mitspricht, also auch nicht für alle Leser dieser Sammlung kleiner Schriften die folgenden Blätter hinfliegen.

Erſtes Blatt.

Der Menſch und die Menſchheit.

Der Erfinder der Sentenz, es ſey leichter, die Menſchen, als Einen Menſchen zu kennen, glaubte ohne Zweifel, die Gattung trage ſich ſelbſt zur Schau, während die Individuen ihr Innerſtes vor einander verbergen. Er ſah, wie es ſcheint, in der Gattung nur den Inbegriff der Oberflächen, und in jedem Individuum eine unerſchöpfliche Fundgrube der Mannigfaltigkeit weſentlicher Anlagen, Vorzüge und Fehler.

Freilich trägt die Gattung ſich ſelbſt zur Schau. Aber ſie weiß nichts von ſich. Und doch iſt ſie nichts anders als der Inbegriff der ſämmtlichen Individuen, die mehr oder weniger von ſich ſelbſt wiſſen. Freiheit und blinde Natur vereinigen ſich in der Exiſtenz der ganzen menſchlichen Gattung wie in der Exiſtenz jedes

menſchlichen Individuums. Von den gemeinſamen Eigenſchaften alſo, die unſre Gattung überall ſehen läßt, darf man auf die weſentlichen Anlagen der Menſchheit noch weniger mit Zuverſicht ſchließen, als man von der Oberfläche eines Einzelnen auf ſein Inneres ſchließen darf. Denn der Einzelne verräth doch ungefähr durch ſeine Worte und Werke, wie ſich Freiheit und blinde Natur in ſeinem Innern zu einander verhalten. Aber die menſchliche Gattung kann keine Abſicht verrathen, weil ſie, als Gattung, keine Abſicht hat. Und doch will die vereinigte Vernunft einer Geſellſchaft eben ſo gewiß irgend wo hinaus, als die beſondre Vernunft eines jeden Mitglieds dieſer Geſellſchaft. Aus Geſellſchaften aber beſteht die menſchliche Gattung. Je nachdem nun die Geſellſchaften anders auf einander wirken, nimmt auch das Ganze einen andern Charakter an. Daraus folgt unwiderſprechlich, daß der gemeinſame Charakter der Menſchheit noch gar nicht entdeckt werden kann, weil er noch gar nicht

exiſtirt. Erſt müſſen alle Nationen der Erde mit allen in Verkehr getreten ſeyn, und zwar nicht bloß in merkantiliſchen Verkehr. Der Charakter jeder Nation muß ſich im Conflict mit den Charakteren andrer Nationen entwickeln, es ſey im Kriege oder im Frieden. Dann erſt, wenn alle die großen Geſellſchaften, die wir Staaten nennen, ſich rund um unſre Kugel auf eine ähnliche Art, mittelbar oder unmittelbar, wie die Stände in den Staaten, und wie in den Ständen die Individuen, an einander reiben, und eben dadurch, wiſſentlich und unwiſſentlich, einen gemeinſchaftlichen Charakter bekommen, ungefähr ſo, wie ihn im achtzehnten Jahrhundert alle Europäer bekamen; dann erſt exiſtirt eine Menſchheit als eine moraliſche Einheit.

Zwei kosmopolitiſche Wahrheiten, die hier in Betracht kommen, ſcheinen hiſtoriſch erwieſen zu ſeyn. Die Menſchheit will ſich emancipiren; und damit das kühne Vorhaben, von dem das

Ganze noch nichts ahndet, gelingen könne, will sie sich für's Erste europäisiren. Aber wird sich die Menschheit bei dem allgemeinen Ringen nach Unabhängigkeit von Autorität, Beispiel und alter Sitte besser, als bei der vorigen Beschränkung, befinden?, Wird sie veredelt werden durch den Genuß der Freiheit, die ihr Ziel ist? Diese Fragen zu beantworten, reicht die ganze Kette von Thatsachen der Weltgeschichte bis jetzt noch nicht hin.

Noch müssen wir uns begnügen, die Menschheit in dem Menschen, die Gattung in den Individuen aufzusuchen. Es lohnt sich der Mühe, den Kampf der Freiheit mit der Natur überall genau zu beobachten. Das Feld der Beobachtung der Menschheit ist unermeßlich; aber es ist eben deshalb Keinem versperrt; und es ist überall, wo wir selbst sind. Man muß nur eben so aufmerksam und eben so unbefangen in sich selbst, als aus sich heraus blicken. Man muß sich in der Welt suchen, und in sich die Welt. Anders ist

keine wahre Welt- und Menſchenkenntniß zu gewinnen. Ob es dem Welt- und Menſchenkenner nicht geht wie dem Bergmann, der für Andre Gold und Silber zu Tage fördert, und arm bleibt? Es mag ſeyn. Aber der gute Bergmann wartet ſeines Berufs, und fügt ſich in die allgemeine Ordnung.

Zweites Blatt.

Die Temperamente.

Man cultivire den Menſchen, ſo hoch man will; immer wird im gewöhnlichen Laufe ſeines Lebens, ohne ſein Wiſſen, die blinde Nothwendigkeit, die er beſtreiten, das Vorrecht vor der freien Entſchließung behaupten, wäre es auch nur deßwegen, weil niemand länger, als auf Augenblicke, außer ſeinem Temperamente handeln kann.

Welches Temperament möchte denn nun wohl im Ganzen der Menſchheit das herr-

scheide seyn? Getrauet sich jemand, es zu sagen? So lange es aber niemand zu sagen weiß, wissen wir ja nicht einmal, wie viel Beharrlichkeit im Guten wir der Menschheit zutrauen dürfen.

Leibnitz, der größte Philosoph seiner Zeit und ein praktischer Kenner des wirklichen Lebens, seufzte schon über das Dilettantenspiel, das die menschliche Vernunft mit der Wahrheit selbst treibt. Es ist ein Unglück, sagt er, daß die Menschen der Wahrheit selbst müde werden, und sich zurück nach Hirngespinnsten sehnen, die ihnen interessanter vorkommen. Und gerade so sehnt sich die Menge vom Bessern zum Schlimmern zurück. Der Mann von festem Charakter weiß von dieser verkehrten Sehnsucht nichts. Aber gab es schon ausdauernde Festigkeit des Charakters ohne eine seltene Energie des Temperaments, das sehr unschicklich das cholerische heißt? Der Phlegmatiker hat auch seine Beharrlichkeit, nemlich im Phlegma. Aber mit dieser rückt

man nur ungern vorwärts, und zehn Mal lieber rückwärts, als ein Mal in eine unbequeme Lage, in die man sich doch oft fügen muß, um es künftig desto besser zu haben. Der Melancholiker fügt sich wohl, zur Abwechselung, recht mit Lust in eine unbequeme Lage, weil er im Grunde nur Abwechselung in der Unbequemlichkeit kennt. Aber der wahren Beharrlichkeit, die nicht Trotz und Eigensinn ist, und die unverrückt ihr Ziel verfolgt, ist der melancholische Finsterling so wenig, als der sanguinische Schwärmer fähig. Und von dem sanguinischen Leichtsinn wird niemand das Heil der Welt erwarten. Sollte nun wohl Jemand, ohne über seinen eigenen Einfall zu lachen, eine choleriſche Menſchheit auch nur denken können?

Doch wozu Fragen, die sich selbst aufheben? Die alte Unterscheidung der vier Temperamente mag immerhin die Grundlage zur Charakteristik der Individuen bliben. Auf Gesellschaften ist sie nicht

anwendbar; am wenigsten auf die uie geschlossene Gesellschaft der menschlichen Gattung. Sobald Menschen vereinigt wirken, fallen die Temperamente durch einander. Zerstören kann keins das andere; aber jedes bekommt durch den allgemeinen Conflict eine andre, und zwar bald diese, bald jene Richtung, so, daß man die ganze Masse einen nie ausgährenden Sauerteig nennen darf, durch den sich die Vernunft der Gesellschaften nie durcharbeitet. Deßwegen hält sich der Beobachter zuweilen für berechtigt, der Menschheit Alles zuzutrauen; und zuweilen glaubt er, ganz an ihr verzweifeln zu müssen. Von der Herrschaft des Clima's und der Lebensweise ist hier noch nicht einmal die Rede.

Will man ja der menschlichen Gesellschaft ein herrschendes Temperament zuerkennen, so wird es ein so seltsames Gemisch von Phlegma und sanguinischem Leichtsinn seyn müssen, als man es ohne innern Widerspruch

kaum denken kann. Oder verräth sich dieses Gemisch von Phlegma und Leichtsinn nicht überall, wo Menschen in Masse wirken, durch blinde Anhänglichkeit an das Alte, und blinde Liebe zum Neuen?

Also wird es wohl bis an das Ende aller menschlichen Dinge bei der alten Einrichtung bleiben, daß durch natürliche Superiorität einiger Wenigen von Zeit zu Zeit wieder gut gemacht werden muß, was der Zufall, der mit dem Ganzen zu spielen scheint, unaufhörlich, nach unsrer Einsicht, verdirbt. Die widernatürliche Superiorität Andrer wirft freilich auch oft mit einem einzigen Stoß das Verständigste und Beste um, das Hunderte langsam baueten. Dafür aber kommt zu einer andern Zeit der Zufall dem guten Willen und der Einsicht der Bessern fast wunderbar zu Hülfe. So wechseln Licht und Schatten unaufhörlich im Ganzen.

Wenn hier und da ein Mal ein Volk zu einer Art von moraliſcher Selbſtändigkeit zu reifen ſcheint, ſo verdankt es dieſes Glück dem Zufalle, der die Umſtände mit beſondrer Gunſt herbeiführte, und zu gleicher Zeit die rechten Männer hervorrief, um der Maſſe der übrigen den rechten Stoß zu geben. Unter günſtigen Umſtänden muß dann der Nachahmungsgeiſt der Meiſten vollenden, was der ſelbſtſtändige Geiſt einiger Wenigen anfing; und die aufgezogene Uhr läuft oft geraume Zeit von ſelbſt, aber doch nicht länger, als bis ſie abläuft.

Man darf alſo von einem ſo genannten Nationaltemperamente, das ſich unter beſondern Verhältniſſen entwickelt hat, zuweilen ſehr vieles erwarten. Aber dieſe ſo genannten Nationaltemperamente ſind doch im Grunde nur Angewöhnungen, und keine wahren Temperamente. Das Clima und ein fortgeerbter Stammes-Charakter kommen der Gewohnheit um ſo kräftiger zu Hülfe, je

nationaler und localer die Sitten und Gebräuche sind, die die Gewohnheit gestiftet hat. Aber auf die Dauer widersteht kein Nationaltemperament den Folgen veränderter Umstände und dem festen Willen herrschender Individual-Charaktere, die ihre natürliche Superiorität unter andern auch ihrem Temperamente verdanken. Wer die blinde Anhänglichkeit an das Alte und die blinde Liebe zum Neuen in den Gemüthern der Schwachen, auf die er Einfluß hat, recht zu benutzen versteht, der macht aus den Menschen, was er will.

Drittes Blatt.

Der Mann und das Weib.

In häuslicher Gesellschaft sollen die Menschen nach den Willen der Natur beisammen leben. Ueber diesen Punkt hat sich die Natur deutlich genug erklärt. Mann und Weib bedürfen einander;

und ſobald nur einiges moraliſche Intereſſe ſich in dieſes Bedürfniß miſcht, entſtehen Ehe, Häuslichkeit, und was dazu gehört, von ſelbſt. Dieſe natürlichen Wechſelverhältniſſe der Menſchen wurden auch überall durch Sitten und Gebräuche zuerſt regulirt. Ueberall aber ſpielte auch mit ihnen der Zufall; und die kritiſirende Vernunft, die ſich über Sitten und Gebräuche erhebt, weiß kaum noch, wo hinaus, wenn ſie in Sachen der Liebe und Ehe das Natürliche von dem Conventionellen ſcheiden will, ohne die ſittliche Ehre zu kränken. Was wird aus den Familienverhältniſſen werden, wenn die Menſchheit fortfährt, in dem Sinne wie ſie angefangen, ſich zu emancipiren, und zu europäiſiren.

Von Plato's idealiſcher Republik an bis zu den Sprüchen, die Bruder Moritz der Sonderling auf dem deutſchen Theater vorträgt, hat das europäiſche Publikum für's Erſte Urſache genug gehabt, ſich über die reinen Theorien der

Liebe und Ehe zu verwundern. Unterdeſſen iſt ſich die Natur in allen fünf Welttheilen gleich geblieben. Mit der religiöſen und bürgerlichen Sanction der alten monogamiſchen Ehe erhält ſich in dem chriſtlichen Europa die Frivolität in der alten Oppoſition. Nur zeigt ſie ſich in den europäiſchen Hauptſtädten, beſonders in der verdorbenſten, die gern die Hauptſtadt der Welt ſeyn möchte, ſchaamloſer, als je; denn ſie paradirt mit Grundſätzen, was ſie nie zuvor that. Aber auch die Galanterie im guten Sinne des Worts erhält ſich im chriſtlichen Europa. Nach alter Ritterſitte hat noch immer im geſellſchaftlichen Leben der cultivirten Stände unter uns die Dame den Rang vor dem Herrn; und der ausſchweifendſte Lüſtling nach Grundſätzen, huldigt, als Mann von Welt, dieſer Einrichtung. In den übrigen Welttheilen beſtehen, nach wie vor, ganz andre Einrichtungen, mit denen ſich die europäiſche Galanterie nie vertragen wird. Auf keinen Theil der geſellſchaftlichen Verfaſſung, weder unter

den so genannten Wilden und Halbwilden, noch unter den anders, als wir, cultivirten Völkern, hat die Nachahmung der europäischen Sitten weniger Einfluß gehabt, als auf diesen. So weit das Gesetz Mahomeds herrscht, (und es hat ein gröſseres Territorium, als das Christenthum) sind die Frauen Leibeigene der Männer. Was wir Tugend der Jungfrau nennen, ist lächerlich in einer ansehnlichen Strecke von Afrika, in mehreren Gegenden von Indien, auf den Inseln der Wollust in der Südsee, und selbst unter mehreren Bewohnern des nordlichen Asien und Amerika. Sollten nun wohl jemals alle diese Völker sich zu unsern Ehestandsbegriffen bequemen? Und wenn sie es nicht thun; wird dann nicht die sanftere Hälfte der Menschheit das Schicksal um so lauter anklagen dürfen, je merklicher das männliche Geschlecht in der Cultur vorrückt?

Die Aussicht nach dieser Seite hin ist denn doch nicht die trübste. Die Fort-

dauer der europäiſchen Galanterie bei aller Verdorbenheit der Sitten iſt von großer Vorbedeutung für die künftige Geſchichte der Menſchheit. Sie beweiſet, daß eine gewiſſe Delicateſſe, wenn ſie einmal in dem menſchlichen Herzen erwacht und in die äußern Sitten übergegangen iſt, nicht wieder verloren gehen kann, ſo lange nicht alle Cultur unter den Menſchen verſinkt. Die Natur ſelbſt hat dafür geſorgt, daß der wirklich cultivirte Menſch ohne dieſe Delikateſſe ſich ſelbſt anekelt. Und eben ſo unmöglich, als der abſolute Untergang dieſer Delicateſſe iſt in unſrer, wo nicht ſittlichen, doch geſitteten Welt die Einführung einer verfeinerten Leibeigenſchaft der Weiber. Denn ſo viel Männer unter uns auch Luſt haben möchten, eine ſolche Leibeigenſchaft einzuführen, ohne barbariſche Gewalt zu verüben, würde es keiner können; und gegen dieſe barbariſche Gewalt würden, ſelbſt wenn die Geſetze ſchwiegen, ein guter Theil galanter Ritter, die den Lohn ihrer Dienſte

leicht berechnen könnten, die alten Rechte der bedrängten Frauen und Fräulein hinlänglich verfechten. Fehlte es endlich gar an solchen Rittern, so würde der gebildete und gescheite Theil der Frauen und Fräulein sich und allen übrigen ihres Geschlechts, auch ohne Beistand, zu helfen wissen. Denn es ist sehr zweierlei, ein Geschlecht, das zur Unterwürfigkeit erzogen wurde, in der Unterwürfigkeit zu erhalten, und ihm ein Joch aufzulegen, nach dem es die Freuden der Freiheit kennen und sie in ihrem ganzen Umfange selbst da schätzen gelernt hat, wo es um andrer Vortheile willen auf eine gewisse Freiheit Verzicht thut. Nächst dem Manne ihres Herzens hat selbst die sanfteste Frau am Ende nichts lieber, als ihren Willen. Und die cultivirte Frau muß sehr einfältig seyn, wenn sie ihren Willen nicht gegen jeden Mann geltend zu machen weiß, dessen Befehlen sie nicht von ihrer Kindheit an unterworfen war. Denn nur die Gewohnheit vermag über die Weiber Alles.

Ehe ſich in Europa das weibliche Geſchlecht in orientaliſche Behälter ſperren läßt, wird es ſich in den übrigen vier Welttheilen in dem vollen Beſitz einer europäiſchen Freiheit ſetzen. Beide Revolutionen ſcheinen ungefähr gleich unmöglich. Wo die Natur des Mannes ſo ungern Vernunft annimmt, wie in den heißen Climaten, da ſcheinen die Frauen eingezogener leben zu müſſen, wenn ſie ſich in öffentlicher Achtung erhalten wollen. Selbſt in Italien und Spanien hat man eine bekannte Art von eleganter Leibwache für ſchöne Frauen und Jungfrauen erfunden, um die öffentliche Decenz zu ſichern; und bis zu einer ſo traulichen und doch anſpruchloſen Geſelligkeit, wie in den gemiſchten Geſellſchaften der Deutſchen möglich iſt, kann es in Indien noch weniger, als in Italien und Spanien, jemals kommen. Aber wie weit es dort mit der vernünftigen Emancipation des weiblichen Geſchlechts kommen kann, haben wir noch neulich aus den Berichten des engliſchen Major Symes gelernt,

der sich als Gesandter am Hofe zu Ava in Hinter-Indien mit der Königinn und ihren Hoffräulein gar nicht schlecht amusirte, besonders bei einer festlichen Ceremonie, als die Damen von Ava fast carnevalsmäßig sich mit den englischen Herren jagten, um sie mit Wasser zu besprützen. Wie weit entfernt von allen Haremszwang sind nicht auch auf den wollüstigen Otaheiti- und den übrigen Freundschafts- und Societäts-Inseln die Sitten der geehrten Stände!

Nur zur europäischen, Monogamie werden sich die Männer in den heißen Climaten eben so wenig jemals verstehen, als unsere Begriffe von strenger Sittsamkeit dort Eingang finden werden; und eben diese Begriffe werden unter uns, wie bisher, so auch künftig, weniger die Sitten bilden, als sie entweder von ihnen bald in, bald außer Wirksamkeit gesetzt werden. Denn von jeher haben Begriffe dieser Art nur in wenigen Individuen gegen die Gewalt des Beispiels etwas vermocht; und immer stand es so,

gar noch beſſer um häusliche Ordnung und Zucht, wenn eine ſchlechte Praxis mit der beſſern Theorie im Streite lag, als wenn die Theorie ſelbſt den Mantel nach dem Winde der ſchlechten Praxis hing. Seit der Einführung des Chriſtenthums in Europa ſind die öffentlich ſanctionirten Grundſätze, nach denen über häusliche Ordnung und Zucht öffentlich abgeurtheilt wurde, faſt dieſelben geblieben. Seit eben dieſer Zeit aber haben auch dieſelben Grundſätze nirgends den Strom der Lüſternheit aufhalten können, wo er den Damm der ſtrengern Sitten durchbrochen und dieſe Sitten ſelbſt weggeſchwemmt hatte. Kein heiliges Ordensgelübde, kein Schwur der ehelichen Treue vor Prieſter und Zeugen, kein moraliſcher und religiöſer Unterricht konnte, weder in der katholiſchen, noch in irgend einer proteſtantiſchen Kirche die chriſtliche Reinheit der Sitten retten, ſobald das verführeriſche Beiſpiel einen Bekenner der ſtrengen Grundſätze nach dem andern, die Lehrer und Seelſorger ſelbſt nicht aus

genommen, mit seiner ganzen Gewalt ergriff. Und was religiöse Begriffe nicht vermochten, das sollten philosophische vermögen? Eine kritische Ehestandsmoral z. B. nach Kantischen Grundsätzen sollte die wildeste aller Leidenschaften aufhalten, die selbst den frommen Glauben, und selbst die Furcht vor einer ewigen Hölle hinter sich ließ?

Von häuslichen und öffentlichen Beispielen allein dürfen wir die Erhaltung der Zucht und Ehrbarkeit unter den Menschen erwarten, so viel davon erhalten werden soll. Solcher Beispiele wird es immer einige geben, die als Muster sich selbst empfehlen und keiner theoretischen Empfehlung bedürfen. Durch Unterricht wird nichts weiter bewirkt werden können, als leichtere Nachahmung der edlen Beispiele. Wie viel oder wenig es ihrer geben wird, und welche bürgerliche Form die ganzen Ehen, die halben Ehen, die Viertels-Ehen u. s. w. nach Jahrhunderten bekommen werden, läßt sich nicht voraussehen. Denn seit der Epoche der

allgemeinen Freidenkerei iſt die Lüſternheit nach Grundſätzen ſich ſelbſt zum Räthſel geworden, weil ſie das Bedürfniß einer ſittlichen Ordnung nicht hat vernichten können. Sie will ſich nun mit dieſer ausgleichen. Wie es ihr gelingen wird, das eben iſt es, was ſich nicht vorausſehen läßt.

Viertes Blatt.

Die Stufenjahre.

Der Weg des Menſchen in der Schule der Perfectibilität iſt eine Leiter, auf der ſich Jeder nach ſeiner Art wie ein Seiltänzer hinauf balanciren muß, weil ſich die Leiter in der ſichtbaren Welt oben nirgends anlehnt. Deßwegen erreichen die Meiſten nur wenige Stufen; und hat unter Millionen Einer die äußerſte Höhe erſtiegen, ſo ſenkt er ſich ſanft mit der ganzen Leiter zu Boden und ſchläft wieder ein, wie er zum Daſeyn erwachte, das heißt, wie ein Kind. Wer ein hohes

Alter erreicht und bis an den Tod sich des freien Gebrauchs seiner Geisteskräfte erfreuet, der ist, auch wenn er noch so alt wird, doch nicht bis zu der letzten Stufe hinauf gekommen, die er mit seinen Kräften hätte ersteigen können, wenn alle diese Kräfte in gehörigem Verhältnisse entwikkelt worden wären. In ihm ist die feinere Organisation, die dem Gebrauche der Geisteskräfte zum Grunde liegt, stärker, als die gröbere, gewesen, kraft deren wir athmen, uns nähren, und uns willkührlich bewegen. Auf eine ähnliche Art sterben die meisten Menschen; nicht, weil ihre Lebenskräfte erschöpft sind; sondern, weil der Verlust der einen oder andern Kraft die übrigen in den gemeinschaftlichen Ruin hinabzieht. Wie? Wenn es nun das Loos der armen Menschheit im Ganzen wäre, entweder durch ungünstige Ereignisse von der Leiter der Perfectibilität herabgeworfen zu werden, wie ein Individuum, das an einer gewöhnlichen Krankheit stirbt, oder, wie ein kindischer Greis, einzuschlummern? Wer ein Alter-

gerniß an dieſer Frage nimmt, hat ſie ſchwerlich verſtanden.

Was der Menſchheit im Ganzen begegnen ſoll, kann ſie doch nur als ein Inbegriff von Völkerſchaften erleben. Erſt muß einmal eine Nation, oder, noch beſſer, mehrere Nationen zugleich müſſen ihre intellectuelle und moraliſche Würde ſo energiſch fühlen, daß keine Zeit und kein Zufall ſie von dieſer Höhe zurückwerfen kann; oder man begreift nicht, wie ſpäterhin durch den Conflict aller Nationen der Erde ein Ziel erreicht werden ſoll, das nirgends zuerſt erricht wird. So lange alſo noch keine Nation Miene machte, ſich vor dem Rückgange in der intellectuellen und moraliſchen Cultur zu ſichern, ſo lange haben wir auch keine Urſache, zu erwarten, daß es der Menſchheit im Ganzen künftig, wenn ſie durch den allgemeinen Conflict aller Völkerſchaften und Sitten, eine moraliſche Einheit geworden ſeyn wird, in der Hauptſache beſſer ergehen werde, als bisher, da ſie nur in Fragmenten

existirte. So widersinnig es also ist, zu denken, daß die Menschheit im eigentlichen Sinne jemals wie ein kindischer Greis, etwa vor dem jüngsten Gerichte, einschlummern könne, so wenig ist dem Ganzen mit der moralischen Einheit, die noch erwartet wird, geholfen, wenn, wie bisher, von der einen Seite immer wieder die Nacht einbrechen soll, während es auf der andern hell wird. Und bisher wurde noch jede Nation, wenn sie eine gewisse intellectuelle und moralische Würd erreicht hatte, von dieser Höhe entweder durch Eroberungen, oder durch Revolutionen herabgeworfen; oder sie starb an einer moralischen Entkräftung, wie die alten Griechen; oder sie verdammte sich selbst methodisch zu einer fast ewigen Kindheit, wie die Chineser.

Beobachten wir die Menschen einzeln, so können wir uns nur zu leicht überzeugen, daß ihre intellectuelle und moralische Entwickelung nur in wenigen Fällen mit den physischen Schritt hält, auch wenn die Erziehung das Ihri-

ge thut. Die meiſten Menſchen, in allen Ständen und auf allen Stufen der Verfeinerung, bleiben zeitlebens Kinder, während einige wenige Individuen beinahe ſo viel Epochen ihrer geiſtigen Fortſchreitung, als ſo genannte Stufenjahre, erleben. Selbſtſtändigkeit allein iſt es, was den Mann in der intellectuellen und moraliſchen Welt weſentlich von dem Kinde unterſcheidet. Ob übrigens der Mann Palläſte, oder das Kind Kartenhäuſer bauet; ob jener Dukaten, oder dieſes bunte Steinchen ſammelt; und was überhaupt der Gegenſtand der kleinen und großen Wünſche und Leidenſchaften iſt, denen die Vernunft als Werkzeug dienen muß, ändert im Weſentlichen eben ſo wenig, als der Grad der Methode, den der Menſch nach den verſchiedenen Stufen ſeiner Lebensjahre in ſeine Thorheit bringt.

Wer auf ſich ſelbſt nicht rechnen kann; wer durch Autorität in ſich ſelbſt irre gemacht wird; wer, und wenn er noch ſo Vieles gelernt hat, in der Anwendung ſei-

ner Kenntniſſe durch imponirende Meinungen Andrer determinirt wird, die er bewundert, oder vor deren Unzufriedenheit er ſich fürchtet; und vollends, wer beſtändig in der Zucht gehalten werden muß, damit er ſich mit ſeines Gleichen leidlich vertrage; der iſt ein Kind, er ſey ſo alt und ſo altklug, als er wolle. Wir haben erlebt, was aus den Menſchen wird, wenn ſie nicht wenigſtens von der Staats-Autorität in der Zucht gehalten werden. Und ſo möchten wohl, nach wie vor, die Menſchen, überhaupt in Erzieher, die aber nur ſelten ihr Geſchäft verſtehen, und in Zöglinge abgetheilt werden dürfen, die zeitlebens nicht aus der Schule kommen; und dieſe Zöglinge werden zufrieden ſeyn müſſen, wenn ihnen das Schickſal nur eine vernünftige Erziehung von Zeit zu Zeit vergönnt.

(Die Fortſetzung folgt.)

VII.

Die

Pfänder der Liebe.

Eine Novelle

von

Fr. Mosly.

Die Pfänder der Liebe.

Eine Novelle.

Die Sonne war schon hinabgesunken, als Antonio das Genuesische Gebiet betrat. Er schritt so rasch zu, daß die Zither an seiner Seite rauschte, und leise Töne um sein Ohr flüsterten. In der Entfernung entdeckte er endlich ein grosses Licht. Er wendete sich nach ihm. Nach und nach bemerkte er, es strahle aus einem hochliegenden, hellerleuchteten Schlosse. Er kam in das Dorf. Es lag verbreitet um den Hügel, worauf das Schloß stand. Alles war noch in Unruhe. Männer, Weiber und Kinder walleten den Hügel hinauf oder hinab,

und alle waren in lebhaftem, fröhlichem Geschwätz. Was habt ihr hier für ein Fest, guten Leute? fragte Antonio. Du kommst wohl weit her, weil du das nicht weißt — antwortete ein junger Landmann. Unser Herr, der Marchese, giebt ein großes Fest, seiner Tochter, der schönen Corona, zu Ehren. Es ist heut ihr siebzehnter Geburtstag. Und es sind alle vornehme Herren und Damen dabei, und auch drei Senatoren von Genua, und sie halten offene Tafel, und wir haben sie alle gesehen in ihrer Pracht — oh!

Antonio stieg den Hügel hinauf und kam in das Schloß. Niemand bemerkte ihn in dem Gedränge. Der Strom der Menge leitete ihn eine Seitentreppe hinauf. Er befand sich auf der Gallerie, die den großen, hellerleuchteten Saal bekränzte, unter einer Schaar gaffender Landleute. Unten saßen die Herrschaften an der Tafel — ein buntstrahlendes Tulpenbeet. Ihre verworrenen Gespräche,

Ausrufungen und Gelächter schalleten herauf, wie das Rauschen der Meereswogen, die sich am Felsen brechen, zu dem heraufschallen, der hoch auf des Felsen Gipfel stehet. Antonio sahe die Gesellschaft durch, aber bald verweilte sein Blick auf einer weiblichen Gestalt, die, wie die hundertblättrige Rose Wiesenblumen, die andern schönen Damen überstrahlte. Wer ist die Dame, dort, im himmelblauen, silbergestickten Gewande, im Haar den Kranz von Granatenblüthen, und den Strauß von Brillanten an der Brust's so fragte Antonio seinen Nachbar. Dieser sahe ihn groß an, daß er das nicht einmal wisse, und antwortete unwillig: das ist ja eben die Tochter unsers Herrn, die strahlende Corona! —

Antonio stimmte leise die Zither. Es brachte Einer überlaut eine Gesundheit auf das Wohl des glücklichen Vaters aus, und da, während des Trinkens der ganzen Gesellschaft, eine Pause entstand, begann Antonio und sang ein Lied zum Preiß

der Schönheit und derer, die sich ihrer erfreuen dürften. Alles schwieg und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit. Und da Antonio beschloß, schallete ihr Beifallsrufen weit umher. Die Tochter stand auf, ging zum Vater, küßte seine Stirn, und dankte ihm laut für die schöne Ueberraschung. Die Gäste stimmten ein — Aber der alte Marchese erwiederte: Ihr sehet mich eben so überrascht, wie ihr seyd. Wo ist die sanfte Stimme, die aus dem verborgensten Winkel tönt, wie die Stimme der Nachtigall? Und alle wendeten sich nach der Gallerie, und riefen: herbei! hervor! Aber Antonio hatte sich zurückgezogen, und da er bemerkt hatte, wie der Geist der Meisten jetzt für stürmischere Freude gestimmt war, begann er, statt einer Antwort, ein feuriges Lied zum Lobe des Weins. Da er endigte, war der Jubel noch lauter. Das war für uns Männer: das vorige mögt ihr Weiber behalten! rief der Marchese, mit einer Zunge, die ihre Resignation gegen Bacchus Uebermacht verrieth. Jetzt komm

herab, oder, bei der Treue des Syrakuſes in meinem Glaſe — wir kommen hinauf!

Der ſchöne Jüngling trat mit Anſtand hinab in den Saal. Der Geſang hatte das Feuer ſeiner Augen, die Farbe ſeiner Wangen noch mehr gehoben; in dem, zum Spiel halb entkleideten, wohlgeformten, kräftigen Arm ruhete die Zither, und die Finger durchliefen, wie ohne ſein Bewußtſeyn, die Töne in ganz leiſen Arpeggiatouren. Alle Augen waren mit Freundlichkeit auf ihn gerichtet; alle Herzen empfanden die Macht ſeltener männlicher Schönheit. Ha, du junger Achilles, begann der Marcheſe von Neuem — du magſt mir, wie der alte, auch etwas Beſſeres gelernt haben, als Zitherſchlagen, und zu etwas Männlicherm in der Welt ſeyn! Komm näher! Ich ſtöre dein Incognito nicht. Du haſt mein Feſt verherrlicht — womit belohne ich dir's? — Der Jüngling ſchwieg und griff unwillig ſtärker in die Saiten. Die

kräftige Stimme eines edlen Alten vom Ende der Tafel rief herauf: dem Sänger gebührt ein Becher des köstlichsten Weins und ein Blumenkranz aus den Händen der Jungfrau, welcher er seine Lieder weihet. Mit hohem Erröthen, doch zugleich mit freudiger Eil, reichte Corona den Becher hin, nahm dann ihren Kranz vom Haupte, setzte ihn auf das Haupt des Jünglings, und ihre braunen Locken, die bisher vom Kranze zusammengehalten worden waren, ringelten sich den schlanken Rücken hinab. Sie wiederholte mit bezauberndem Lächeln: dem Sänger gebührt ein Becher des köstlichsten Weins und ein Kranz aus den Händen der Jungfrau, welcher er seine Lieder weihet! — Der stolze Marchese, dem dieser Preiß nicht gefallen, und der das Geschenk wahrscheinlich vergällen wollte, sagte: Ich mag sie sonst nicht leiden, die Geiger und Pfeifer, da, wo Männer sich auslassen mögen; du hast aber deine Sache gut gemacht, und darum mag's nur so seyn! — Antonio

hörte ihn nicht; er war verſunken in den Anblick der reitzenden Tochter. Auch dieſe vergaß ſich im Anſchauen des ſchönen Mannes, bis ſie bemerkte, man achte auf ſie: da wendete ſie ſich um, ſcherzte und lachte, und ſchien ſich um den Sänger nicht weiter zu bekümmern.

Antonio zog ſich zurück und gieng hinaus. Ein munterer, geſprächiger Alter trat zu ihm und drückte ihm die Hand: Fremdling, ſagte er, du biſt die Anemone der Sänger. Komm in mein Haus, und gönne mir die Freude, dich zu bewirthen. Auch ich gehöre zu deinem Orden, ob ich mich gleich nur, wie milder Nachtſchatten gegen dich anſchlagen kann. Komm! Ich bin der Gärtner, und du ſollſt koſten, wie mir dies Jahr die Orangen gerathen ſind.

Antonio gieng ſchweigend mit ihm. Vor ſeiner Seele ſchwebte das Bild der reitzenden Corona, wie ſie ihn bekränzte; wenn ſich aber ſein Herz freudig erheben

wollte, wurde es von der Erinnerung darniedergeschlagen, wie sie sich so bald von ihm wendete und seiner nicht mehr achtete. An dem Alten lag es nicht, wenn Antonio nicht gut unterhalten wurde. Ja, sagte jener unter vielem Andern — es ist ein Kreuz, daß unser Herr sich nur gefällt, wenn er, wie die Kaiserkrone hoch, stolziren, aber ohne Geruch da stehet. Von den Künsten, selbst von der Gärtnerey und dem Zitherspiel, hält er wenig oder nichts. Zum Glück ist's anders mit seiner schönen Tochter. — Sie liebt Gesang und Saitenspiel, und hat schon als Kind stundenlang bei mir gesessen, und meinen einfältigen Romanzen zugehört. Nachher, ich will dir's nur gestehen, bin ich ihr Lehrer geworden. Dabei war nur das das Schlimme, daß sie mich in Kurzem überholte, und ich sie jetzt nichts mehr zu lehren weiß. Du solltest bei uns bleiben und sie unterrichten. —

Antonio erröthete hoch bei dem freundschaftlichen Vorschlage. Der Alte ergoß

ſich nun in ein weitläuftiges Lob des Fräuleins; aber dem Jüngling ſchien es immer noch nicht umſtändlich genug. Ja, beſchloß der Gärtner, wen es ein Mal gelingt, dies fliegende Blatt feſt zu halten, der muß glücklicher werden, wie der Doge. Es hat ſchon ſo Mancher in guter Hoffnung ausgeſäet: wenn er aber glaubte, es ſollte nun aufgehen; ſo zog ſich die Schlaue ſchnell in ſich zurück, wie ein Noli me tangere.

Am Morgen entbot Antonien ein Bote des Marcheſe auf das Schloß. Junger Mann, redete ihn der Marcheſe an: du wirſt mich nicht glauben machen, daß du immer ſo mit deiner Zither umhergezogen ſeyſt. Du gefällſt mir. Ich wünſchte etwas für dich zu thun. Entdecke dich mir und ſey meiner Zuverläſſigkeit gewiß. — Meine Geſchichte, edler Herr, kann ich euch mit wenigen Worten vertrauen, antwortete Antonio. Ich ſtamme von gutem Hauſe. Mein Vater war Hauptmann unter der Leibgarde, die der

Doge Gardenigo in Venedig, gegen die Gesetze, um sich gesammlet hatte. Die Tyranney dieses Fürsten empörte auch sein patriotisches Herz. Und da der würdige Tiepolo gegen den Unterdrücker aufstand, trat mein Vater auf seine Seite. Ihr wißt, daß der Edle unter der Uebermacht jener Schwelger sank, und mit ihm mehrere der edelsten Venetianer. Auch mein Vater war unter diesen. Meine Mutter starb vor Gram, und ich mochte nicht länger an einem Orte wohnen, wo ich nur von Gegenständen umgeben war, die fruchtlos meinen Schmerz reitzen mußten — ja, wo ich selbst vielleicht nicht sicher war. Ich machte mir kein Bedenken, meinen Namen zu verändern, umher zu ziehen, und von der Kunst zu leben, die von früher Jugend an meine liebste Gespielinn gewesen war.

Ich will dein Vertrauen rechtfertigen, erwiederte der Marchese. Du bleibst bei mir. Hier bist du sicher. Ich bilde einen Mann aus dir. Magst auch wohl

meine Tochter in deiner Kunst unterrichten, da sie sie liebt und zu dir Vertrauen hat.

Von diesem Tage an wohnte Antonio auf dem Schlosse. Der Marchese zog ihn allen jungen Leuten in seinen Diensten vor. Da der Jüngling sich in den rauhen Stolz des Alten zu finden wußte, und mit Lust sich den Uebungen unterwarf, die der Marchese ihm auferlegte, um einen kriegerischen Seemann aus ihm zu bilden: so hätte er das angenehmste Leben geführt, wenn nicht sein Herz vom ersten Augenblick durch die reitzende Corona tief wäre verwundet worden. Je mehr Antonio mit den stolzen Planen des Vaters, mit dem Reichthum des Hauses, und mit der leichtsinnigen Unbefangenheit der Tochter bekannt wurde, desto unübersteiglicher fand er die Kluft zwischen sich und ihr, desto sorgsamer verbarg er die innigste Sehnsucht in seiner Brust, desto tiefer drückte dies Verheimlichen den Pfeil in sein Herz. Corona schien von dem allen nichts zu bemerken; scherzte, lachte,

ſang und ſpielte ruhig die Zither vor ihrem neuen Lehrer.

Doch nicht nur in ſchwarzen Gewittern, auch im wolkenloſen Himmel wohnt das Feuer des Blitzes. Corona's Herz war, vom erſten Anblick des Jünglings, ihm zugewendet. Daß ſie ſeine geheime Flamme erkannte und mit Macht wachſen ſahe, erhielt ſie in ihrer Fröhlichkeit, und ſie weidete ſich leichtſinnig an ſeinem Schmerz. Endlich ſiegte die Liebe über ihren Uebermuth, und die brennendſte Sehnſucht trat plötzlich in ihrer heftigen Seele an die Stelle der Heiterkeit. Nichts war ihr nun läſtiger, als die ſchüchterne Ehrfurcht des Lieblings. Sie entwarf Plane auf Plane, dieſe zu entfernen; aber ihr Stolz und Antonio's Zurückhaltung vereitelten die Ausführung.

Voll ſolcher Plane wandelte ſie eines Morgens im Garten. Die heiße, halbdurchwachte Nacht hatte ihr Blut noch mehr empört; ihr Auge leuchtete wie der

Abendstern und ihre brennenden Wangen waren mit Purpur überzogen. Ohne Bewußtseyn hatte sie einige Zweige und Blumen im Vorübergehen abgebrochen. Auch der Jüngling hatte die heiße Sommernacht mit seinem Kummer durchwacht. Er fühlte sich so matt, so muthlos! Er war hinunter gegangen in der Kühle des Morgens Labung zu suchen. Schon hundert Mal hatte er die schönsten Blumen gebrochen, sie seiner Gebieterinn zu opfern, ohne jemals den Muth zu haben, sie ihr darzureichen. Auch dies Mal hatte er junge Rosen gepflückt, in derselben Absicht, und doch in der Ueberzeugung, sie werden auch dies Mal auf seinem Zimmer ungenützt verwelken.

Corona entdeckte ihn und richtete unbemerkt ihren Gang so, daß er ihr begegnen mußte. Antonio erröthete und verweilte erschrocken einen Augenblick, als er unvermuthet in der Pinienallee sie neben sich sahe. Du bist glücklicher gewesen, als ich, redete ihn das Fräulein

an. Du haſt ſchöne Roſen gefunden. Gieb ſie mir. — Er reichte ſie ihr und vermochte nicht zu ſprechen. Sie ſchlug das verhüllende Tuch zurück und befeſtigte die Roſen an ihrer wallenden Bruſt. — Da haſt du dafür, was ich gefunden habe, wenn du es willſt — fuhr ſie fort.

„Nachtſchatten" —

„Ich bin ihm gut" —

„Er betäubt" —

„Aber ſüß" —

Zitternd empfieng Antonio den Strauß. Sie begann ſchneller: Es iſt auch ein Myrthenreiß darunter. — Langſam und mit ſinkendem Ton ſetzte ſie hinzu: das laß mich herausnehmen! — O laßt es mir! rief Antonio, plötzlich durch ſein ganzes Weſen entflammt. — Nun, wenn du es liebſt! ſagte ſie freundlich lächelnd, und ließ den Blick auf Antonio's Geſtalt ruhen. Da hörte ſie Tritte im rauſchenden Sande, und gieng ſogleich ſtolz vorüber. Doch ſahe Antonio, daß ſie im Gehen Mund und Wange in den Roſenſtrauch an ihrer Bruſt drückte.

Antonio warf sich nieder auf den Boulingreen der Kaskade, und preßte sein Gesicht in das vom kalten Thau benetzte Gras. Die Thautropfen erschienen ihm wie Freudenthränen von Tausenden glücklicher Brüder, und die Erde schien ihm Ein großer Garten, nur von guten und seligen Wesen bewohnt.

Da er sich langsam dem Schlosse näherte, hörte er das Rufen des Marchese, und bald darauf die Hufschläge mehrerer Pferde. Er eilte hinein. Die alte Duenna des Fräuleins kam die Treppe herunter: Gut, daß ich euch treffe! Fräulein Corona läßt euch melden — da ihr Vater eben zu einem Besuch ausgeritten sey und bis zum Abend verweilen werde, wünschte sie heute recht fleißig zu seyn im Singen und auf der Zither. Ihr möchtet euch darauf einrichten und bald zur Lection kommen.

Antonio eilte auf sein Zimmer, sein Glück fassen zu lernen. Er nahm den verwelkten Kranz von Granatenblüthen,

den er bisher als ein Heiligthum bewahret hatte, und nun als erstes Liebespfand betrachten zu dürfen ahnete, und drückte ihn an seine Lippen. Er nahm das empfangene Myrthenreiß, dies zweite, deutlichere Unterpfand, und verbarg es auf seiner Brust, wo er es von heute an für immer trug. Er ging hinab zu Corona. Sie kam ihm mit allem Zauber der Liebe entgegen, sie scherzte seine Schüchternheit hinweg; beide trenneten sich nicht, bis sie die heißeste Stunde der Liebe genossen hatten — die, wo von gleichem Gefühl die Liebenden sich sagen müssen: ich liebe dich! —

Corona nahm ihren Liebling in die Schule der Verstellung. Die Musikstunden wurden genau gehalten; aber sie wußte Rath, Antonio auch in den Verhüllungen der schweigenden Nacht zu sehen. Sie genossen einander, und lebten nicht mehr in der Zeit, wie viel weniger in den Verhältnissen. So heiß Corona liebte, so unüberwindlich wie

verstand sie dem Flehen, wie den Stürmen des entzündeten Freundes, und hielt das Wort, das sie in der ersten Stunde einsamen Beisammensenns ausgesprochen: Meine höchste Gunst wird dir nur, als meinem Gemahl. Und wenn er dann weinend zu ihren Füßen sank, trocknete sie seine Thränen sanft und setzte hinzu: du wirst aber auch mein Gemahl, oder keiner! —

Dies mußte die erste Dissonanz in den Himmel der Harmonie bringen, worin sie schwebten, und sie in Stunden, wo jene erklang, zurück auf die Erde und deren Verhältnisse leiten. Dann entwarf Corona hundert Plane, wie Alfonso ihres Vaters Gunst immer mehr an sich fesseln, ihm unentbehrlich werden, und dann durch irgend eine glänzende That sich zu höherm Stande erheben müsse. Und wenn der Arme dann in Trauer über sein Schicksal versank, so sprach sie ihm Muth ein, und wiederholte ihre Schwüre.

Antonio bedurfte keiner Künste, den Marchese ganz zu gewinnen; und auch zur Ausführung einer glänzenden That, die ihn erheben konnte, fand sich die Veranlassung von selbst. Antonio, redete ihn der Alte eines Tags an: Du bist nun ein Mann, und mußt hinaus in die Welt, um ihr zu zeigen, daß du es bist. Ziehe hin, dich zum Helden zu bilden, dich emporzuschwingen, und zu beweisen, du vermögest Menschen zu beherrschen — wo sie sich dann allemal gern beherrschen lassen. Ich mache dir Bahn. Dein erster Auslauf sey jetzt. Du weißt, mit welcher Tollkühnheit die Korsaren unsre Gewässer unsicher machen, und selbst unsre Häfen beunruhigen. Der Senat sendet Galeeren gegen sie, und mehrere der Edelsten des Landes unterstützen ihn. Auch ich will nicht dahinten bleiben. Ich rüste die neue, große Galeere, und du sollst sie, unter Beistand meines alten erfahrnen Freskadoro, anführen. In wenigen Tagen ist alles in Bereitschaft. Ziehe hin; ringe die Beute, erwirb dir Ruhm.

Kommſt du ſo zurück, ſo kränze ich ſelbſt deine Schläfe mit Lorbeer.

Antonio reichte, erglühend von Ehre und geheimer Hoffnung, dem Alten die Rechte. So liebe ich dich, ſagte dieſer, heiß für Ehre, ſchnell im Entſchluß! — Antonio gab Corona das verabredete Zeichen einer nothwendigen Zuſammenkunft. Unvorhergeſehene Hinderniſſe machten dieſe am gewöhnlichen Orte unmöglich. Sie erſchien zum erſten Mal, im reitzendſten Nachtkleide, auf ſeinem Zimmer. Ich weiß, was du mir zu ſagen haſt, du Theurer, begann ſie mit ſtrahlender Freude. Das Schickſal ſelbſt lächelt unſerm Bunde. Ich ſehe dich hier wieder, um dieſelbe Stunde, in der Nacht deiner Abreiſe.

Dieſe Nacht brach an. Antonio hatte ſich von dem Marcheſe beurlaubt. Das Schiffsvolk jauchzte zur Abfahrt. Antonio erwartete die Geliebte, ſchon gerüſtet. Sie ſchwebte herein. Nur wenig Augen-

blicke kann ich den unruhigen Lauſchern entſchlüpfen, ſagte ſie. Ziehe hin. Mein guter Engel wird dich umſchweben. Kurz iſt unſre Trennung; ewig unſre Vereinigung. Immer iſt dem Tapferſten das Schönſte zu Theil worden, und ich werde die Ordnung der Natur nicht ſtören. Nimm noch dieſen Kuß, und hier, dieſen Ring. Sein einfacher, goldener Reif bindet mich ewig an dich. Du ſollſt auch mich beſchenken. Bei dieſen Worten entblößte ſie ſeine Bruſt und küßte ſie. Dieſes Myrthenreiß — ich weiß es wohl, wie gut du es bewahreſt — dies ſey mir ein Pfand deiner Liebe; dieſer verwelkte Kranz, mit dem ich dir zuerſt mein Herz bot, ein Pfand deiner Schmerzen; dieſen einfachen Ring, den du von deiner ſterbenden Mutter empfiengſt, ein Pfand deiner Treue. Sie ſind dir lieb; aber ich gebe ſie dir zurück in der Stunde, die uns ganz vereinigt. — Eine Wolke trüber Ahndung zog über Antonio's Geſicht, als er die theuren Pfänder hinreichte. Bewahre ſie wohl, mein Leben, ſagte er,

bis ich dieſes unſchätzbare Gold von deiner Huld empfieng, waren ſie mein einziges, mir ächte Eigenthum. — Sie ſtrich ihn lächelnd mit der Hand über das umwölkte Antlitz, und entſchlüpfte mit den Worten: Gedenke der Stunde, wo ich ſie dir zurückgebe! —

Antonio eilte an Bord. Das Schiffsvolk empfieng ihn mit Jubel. Freskadoro, unter deſſen Leitung er ſich zum Seemann gebildet hatte und der ihn wie ein Vater liebte, umarmte ihn. Arm in Arm beſtiegen ſie das Schiff. Die kleine Flotte ſammlete ſich im Hafen vor Genua. Sie zog aus. Die Korſaren, die mit kleinen Fahrzeugen das Meer ſchneller durchſegelten, als der Vogel die Luft, hielten nicht Stand; ſie wollten die Flotte zwingen, ſich zu theilen. Die Liſtigen gedachten ſie vereinzelt leicht zu umflügeln, und denn durch Tapferkeit und behende Manöver um ſo ſicherer zu beſiegen. Man mußte ſich wirklich trennen. Antonio's Galeere wurde beordert, nach

einer Gegend zu fliegen, wohin einige der größten Fahrzeuge der Korsaren gewichen waren. Am andern Morgen entdeckte man zwei Galeeren der Feinde, die, wie der Sturmwind, über das Meer glitten. Antonio hatte den Vortheil des Windes. Sie konnten ihm nicht entweichen, und wendeten sich endlich gegen ihn. Das mörderische Gefecht begann. Gleicher Muth, gleiche Beharrlichkeit, fast gleiche Kraft auf beiden Seiten. Die Genueser litten weit mehr, als der Feind, sie konnten es ihm in der fast unglaublichen Gewandtheit nicht nachthun. Antonio glühete, und entzündete mit seinem Feuer die Mannschaft. Alle wollten siegen oder sterben. Endlich gelang es ihnen, das zweite, kleinere Fahrzeug der Feinde zu durchbohren. Es sank. Das schrecklichste Geheul der Versinkenden und die wüthendsten Ausrufungen zur Rache ihrer Brüder von dem größern feindlichen Schiffe geleiteten die Unglücklichen in die Unterwelt. Der Kampf um Leben und Tod entbrannte nun noch heftiger. An-

tonio mußte mehrmals von Freskaboro mit Gewalt zurückgerissen werden, um sich nicht in furchtlosem Ungestüm dem Tode zu opfern. Der Sieg schwebte, wie der Reiher über der ausersehenen Beute, in einem Kreise über den Kämpfenden, der beyde Schiffe umschloß. Jetzt endlich gelang es den Genuesern, das Schiff zu entern. Im Moment war Antonio hinüber. Ein junger Held trat ihm entgegen und kämpfte wie ein Verzweifelter. Sein linker Arm war schon gelähmt; Antonio verwundete den rechten, daß ihm das Schwerdt entsank und der junge Streiter sich geben mußte. Er war der Anführer. Mit ihm sank den Seinen der Muth. Die Genueser, die nun das feindliche Verdeck erfülleten, fanden fast nur Gefangene zu machen. Antonio wendete sich zu seinem verwundeten Gefangenen, ihm in seiner Verzweiflung Muth einzusprechen. Da riß ein halbverbluteter Greis, der am Boden lag, noch einmal alle Kräfte auf, seinen Anführer zu rächen, und stieß das

Schwerdt Antonien durch den linken Schenkel. Der Jüngling sank dahin, Freskadoro fieng ihn auf, und hundert Klingen der Seinen gaben verwünschend dem alten Mörder den Rest.

Schwankend zwischen der Freude des Siegs und der Trauer über seinen theuren Preis flog die Galeere in den alten korsischen Hafen vor Bastia. Antonio's Wunde war nicht tödtlich, mußte es aber unfehlbar werden, wenn er reisete. Er sandte Freskadoro ab nach Genua und an den Marchese. Er blieb in dem Hause einer alten Wittwe, die mit ihren guten Töchtern seiner pflegten. Aber die Söldlinge des tückischen Gardenigo von Venedig hatten ihn schon im Hause des Marchese ausgespürt und lange seine Schritte belauert. Vermöge der Verbindung, in welcher Venedig mit Korsika damals stand, bemächtigte man sich des Kranken und brachte ihn in der Stille in das Haus des Consuls zu Bastia. Alles Widerstreben war vergebens Es soll dir an

nichts gebrechen, ſagte der rauhe Korſe; aber du bleibſt hier, bis meine Boten Entſcheidung deines Schickſals von Venedig bringen. Freskadoro kam zurück mit Grüßen der Liebe von Vater und Tochter. Niemand konnte ihm ſagen, wohin Antonio ſey, und dieſer war in ſo engem Gewahrſam, daß er durchaus keine Kunde von ſich geben konnte.

Der Alte eilte in Verzweiflung zurück zum Marcheſe. Dieſer errieth bald den Zuſammenhang. Er wendete ſich dringend an den Senat von Genua. Man erfüllete ſeine Wünſche um ſo lieber, je mehr man ſich zur Dankbarkeit gegen den edlen Jüngling gedrungen fühlte. Der Senat wendete ſich an den übermächtigen Gardenigo und an das Haupt der Korſen. Hier hatte man keinen Grund, ſo zu eilen, als in Genua. Man verſuchte allerlei Winkelzüge — erſt, den Jüngling verſteckt zu behalten; hernach, da dieſes ſich denn doch nicht länger wollte thun laſſen, ihn in den Prozeß ſeines Vaters zu ver-

wickeln. Der fruchtlose Schmerz über ungerechte Unterdrückung und die Sehnsucht nach der Geliebten, die ihn, wie er glaubte, für tod halten und hinwelken müsse, machten, daß seine Wunde nur langsam heilte. Mit dem Ende des Frühlings war er abgesegelt, und schon begann dieser wieder den Reihentanz der Jahreszeiten anzuführen: da trat, wie aus Wolken ein freundlicher Genius, der alte Freskadoro in Antonio's Gemach, und stürzte an seine Brust. —

Junger Held, rief er, ich bring' euch Freude über Freude! Ihr seyd frey! Euer Prozeß ist vernichtet, wenn ihr nie wieder das Gebiet eurer in Sklavenfesseln sich nur verstohlen windenden Republik betreten wollt — was ihr ohnehin nie würdet gethan haben! Ihr — ihr allein habt den harten Kampf eures neuen Vaterlandes mit den Korsaren ein Ende gemacht. Euer Gefangener ist der einzige Sohn ihres Anführers. Zu seiner Lösung hat der graue Vater alle Berin-

gungen des Friedens, die ihm der Senat vorlegte, genehmigt. Ganz Genua nennt euren Namen mit Dank, und ich selbst war auf der Signoria, als der Senat in voller Versammlung vor allem Volk beschloß, euch in den Adel zu erheben, einen ehrenvollen Posten auf der Flotte zu geben, und mit feyerlichem Dank euch zu empfangen. Ich seh', ihr könnt wieder fest stehen und rasch gehen; diese Blässe der Wangen wird bald schwinden. Auf! folgt mir zu Ehr' und Glück! Der Marchese sendet euch einen köstlich geschmückten Neapolitaner bis an den Hafen entgegen, damit ihr auf dem edlen Thiere stattlich einziehen sollt! — Antonio warf die Arme gen Himmel: O Corona! Corona! rief er.

Sogleich wollt' ich euch auch von dieser sagen, fuhr der Alte begeistert fort. Wenn ihr dazu thut, kommt ihr noch zur Feyer ihrer Verbindung mit dem schönen Prinzen von Massa. Es wird ein Fest, wie es wenige gegeben hat. Der ehr-

süchtige Alte frolzirt in Wonne, und die zärtlichste Braut schwebt umher, wie ein Engel unter Menschen. Aber, Gott! was ist euch? — Antonio sank zusammen. Der Alte hob ihn auf und brachte ihn zu sich. Wütend faßte Antonio den Alten bei der Brust: Graukopf, du lügst! Gestehe — augenblicklich gestehe, daß du gelogen habest! — Der gute Alte übersahe die Sache bald, wollte schonend ausweichen; aber Antonio ließ nicht ab. Mit nassen Augen fuhr jener fort: Ich darf euch nicht täuschen, es ist so, wie ich euch sagte.

„Hat man Nachricht gehabt von meinem Leben?"

„Seit dem vierten Monat eurer Abwesenheit. Fasset euch, edler Jüngling! Was verlassen kann, ist ja nie Liebe gewesen!" — Ich bin gefaßt! sagte Antonio und schwieg.

Ein Staatsdiener kündigte ihm nun seine Freiheit an; er schwieg. Freskadoro kam und meldete, daß ihn eine angenehm-

mere Wohnung erwarte. Er folgte dahin und schwieg. Das schöne Haus war hart an der großen Mauer gelegen, die vom Meere bespült wird, und sahe über sie hinaus. Der Alte führte den Schweigenden an das Fenster, das vom Abglanz der scheidenden Sonne und des flammenden See hochroth erglühete. Blicket nicht so starr hinaus in die unermeßliche Welt der Gewässer, begann Freskadoro. Die schöne Sonne — freilich sie gehet unter; aber sie kehret auch wieder zurück, eben so schön. — Antonio erhob sich, und sahe mit gestrecktem Körper in die brennende Sonnenscheibe, und da sie den letzten Strahl ihm zugeworfen hatte, zog er den Ring des Bundes vom Finger und warf ihn der Sonne nach ins stürmende Meer. Zum ersten Male brach er dann das Schweigen: Das ist nun vorbey! Auf, Alter! Wenn wir noch dazu thun, kommen wir noch zur Feyer ihrer Vermählung mit dem schönen Prinzen von Massa. In dieser Stunde noch müssen wir fort.

Alles Gegenreden war vergebens. Sie bestiegen das Schiff, sie landeten, sie fanden den wilden, brausenden Neapolitaner. Wenn ist die Vermählung eures Fräuleins? fragte Antonio den Diener, der ihm das Roß überbrachte. Uebermorgen, Herr! Dieser da — seht, wie er die Mähne sträubt — dieser bringt euch allenfalls noch hin! — Antonio machte sich sogleich auf. Sein alter Freund ließ nicht von ihm. Wie jener ihm auch zuredete; es war vergebens. Antonio vergönnete den Tag, die Nacht und den folgenden Tag den Thieren nur die nothwendigste Erholung, und ließ sie mit edlen Wassern waschen. Jetzt betraten sie die Grenze der Herrschaft des Marchese. Da hielt auf einmal Antonio ein, und ritt nur langsam weiter. Es nahete sich der Abend, sie entdeckten die Zinnen des Schlosses; da hielt er noch einmal an, und nach langem Stillschweigen sagte er: Und dennoch kann ich dein Glück nicht stören! — Und zu Fresk-dolo wendete er sich: Ziehe hin ohne

mich! Erfinde, was mich zurückgehalten habe! Sprich nicht, und thue, warum ich dich bitte! —

Der Alte eilete dem Schlosse zu. Ein Zufall hatte die Trauung, die den Nachmittag vor sich gehen sollte, verzögert. Freskadoro kam an, um sich noch an den feyerlichen Zug, der eben aus den Zimmern in die Kapelle wallete, anschließen zu können.

Antonio war nach der andern Seite gesprengt. Er ritt durch die jungen Saaten, und ließ sie von dem Thiere zertreten. Da er aber bald in sich selbst versank und das Roß seinen Willen überließ, lenkte dieses, der Gegend kundig, sich wieder dem Schlosse zu. Antonio erwachte nicht eher, bis das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken durch die Stille der Nacht zu ihm herübertönte. Er riß das Thier herum. Es schäumte und bäumte sich hoch; es mußte gehorchen. Sie kamen an den schwar-

zen Tannenwald. Das Roß ſcheute ſich und ſtand auf; es mußte gehorchen. Sie kamen an den weiten ſumpfigen Plan. Das Roß ſcheuete ſich und ſtand auf; es mußte gehorchen.

Der feſtliche Zug war indeß in der Kappelle angelangt, das Chor hatte das Benedictus geendigt. In feierlicher Stille ſaß die Menge. Der Bräutigam erhob ſich, die Braut abzuholen und dem wartenden Prieſter am Altare zuzuführen. Und wie er zu ihr ging, war es Allen, als hörten ſie den lauten Hufſchlag eines nahenden Roſſes. Braut und Bräutigam traten jetzt zum Altar; man hörte nichts mehr. Der Prieſter hielt die Anrede. Der Bräutigam ſtand verſunken in Wonne, und blickte trunken nach der holderröthenden Braut, die er ſelbſt mit Myrthen und Granatenblüthen geſchmückt hatte. Da lenkte der Prieſter die Rede zur heiligen Handlung ſelbſt, und indem er die zarte Hend der Braut faßte, um ſie in die Hand des Bräutigams zu legen,

ſtieg ein düſtrer Geiſt zwiſchen Corona und dem Gemahl, nur von ihr geſehen, auf, und reichte ihr die ſtarre Hand hin. Mit einem Schrey des Entſetzens ſank Corona ohnmächtig zurück. Alles ſtürzte ſchaudernd herbei. Corona erwachte an der Bruſt des Vaters, bot alle ihre Kräfte auf, wendete ſich wieder zum Altar: da ſtand der Schatten noch unbeweglich und reichte die ſtarre Hand hin. Mit zitternder Stimme begann der Prieſter das Gebet um Abwendung der Strafe vor verborgene Schuld; der Schatten verſank langſam. Man ließ der bebenden Braut Zeit, ſich zu faſſen; dann führte man ſie nochmals zum Altar. Sie ſchien ohne alles Bewußtſeyn. Der Prieſter legte die Hände der Neuvermählten in einander. Der Zug kehrte ſchweigend mit Entſetzen in der Bruſt und erkünſtelter Freude auf den Geſichtern in den prangenden Saal zurück. Der Wechſel mannichfaltiger Beluſtigungen, die der Marcheſe geordnet hatte und der Geiſt der köſtlichen Weine übertäubten die Er-

[illegible]innerung an jene schauderhafte Störung. Endlich wurden diese ganz vergessen, und die Freude hallte aus dem lauten Getöse der Gäste, wirbelte hernach umher im Reihentanz.

[illegible] Morgen entschlüpfte der Bräutigam mit der Braut dem Getümmel, und führte sie in die ersehnte Stille der hochzeitlichen Kammer. Hier preßte er Corona an seine heiße Brust, und ihre Augen blitzten von der Freude des Vorgenusses der innigsten Vereinigung. Da stand der Schatten auf und sagte trübe, nur von ihr gesehen und gehört: Gieb mir den Kranz, das Pfand meiner Schmerzen! Sie schauderte und verbarg das erblassende Antlitz an der Brust des Gemahls. Der Sturm der leidenschaftlichsten Liebe in seinem Herzen ließ sich dadurch nicht stillen. Er ließ die Geliebte ruhen an seiner Seite, und löfete leise das Band, daß das Gewand um ihre Brust befestigte. Sie gab sich betäubt hin. Da sprach der

Schatten, nur von ihr gesehen und gehört: Gieb mir die Myrthe, das Pfand meiner Liebe! Und sie erbebte von Neuem. Der entflammte Bräutigam trug sie zum köstlich geschmückten Divan. Sie gab sich betäubt hin. Da sprach der Schatten, nur von ihr gesehen und gehört: Gieb mir den Ring das Pfand meiner Treue!

Und so oft in der Brust der Unglücklichen die Freude der Liebe aufwallen wollte, erschien der Geist vor ihr, forderte den Kranz; so oft sie sich dem süßen Liebesspiel des Gemahls hingab, erschien der Geist und forderte die Myrthe; so oft sich der liebende Gemahl ihr als Gatte nahete, erschien der Geist und forderte den Ring. Sie verzehrete sich schweigend. Der Jahrestag ihrer Vermählung war ihr Todestag.

Gedruckt
bei Johann Wilhelm Kramer.